Germ. G.
519
m

Germ. g. 519^w

R

Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?

Von
J. Weitzel.

Wiesbaden,
bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker.
1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Im Februar 1814 habe ich Betrachtungen über einige der wichtigsten Ereignisse unsrer Tage, wenige Monate später Deutschlands Hoffnungen, und 1815 Denkschrift von Napoleon Buonaparte, ohne mich zu nennen, herausgegeben. Diese verschiedenen Schriften mögen bezeugen, ob ich für mein Vaterland und die Menschheit das Gute gewollt, und in wie weit ich mich in meiner Ansicht der

Gegenwart und in meiner Aussicht in die Zukunft betrogen habe.

Die Denkschrift Napoleons machte Aufsehen, und in kurzer Zeit waren zwei Auflagen von ihr vergriffen. Viel wurde über den Verfasser und die Tendenz der Schrift in öffentlichen Blättern vermuthet und gesprochen; manche verstanden ihren Zweck, die meisten aber nicht. Montesquieu's Dialogue de Sylla et d'Eucrate hatte mir die erste Idee dazu gegeben; doch schrieb ich sie in anderer Absicht, als um eine Rechtfertigung des Mannes zu versuchen, dessen Namen sie führt. Unter diesem, dachte ich, ließen sich Wahrheiten sagen, die er wohl am besten sagen konnte, und am ersten sagen durfte.

Auch gegenwärtige Schrift wollte ich Anfangs, ohne mich auf ihr zu nennen, drucken

lassen. Man wird, dachte ich, die Sache sichrer und reiner auffassen, wenn die Person, die fremdartige Gefühle wecken kann, nicht neben ihr erscheint. Doch überzeugte ich mich bald, daß weder ich die Schrift, noch die Schrift mich verläugnen würde, und um den Eindruck, den sie an manchen Orten machen dürfte, war ich unbekümmert. Wer jetzt den Muth hat, die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu sagen, muß auf das Aeußerste gefaßt seyn. Nach dem, was wir erlebt, kann uns kaum mehr etwas befremden, und es ist wohl natürlich, daß diese Stimmung erwerben mußte, wer sich in früherer Zeit von französischen Jakobinern angefeindet sah, wie in späterer von deutschen Ultra, und den die Napoleonische Polizei und die deutsche gemischte provisorische Regierung in Mainz auf

gleiche Weise behandelt haben. Wer sich der Uebertreibung, dem Dünkel und der Selbstsucht feindlich gegenüberstellt, muß auch erwarten, daß ihm diese wieder feindlich entgegentreten. So liegt es in der Natur des Menschen. Wer es aber mit dem Rechte und der Wahrheit redlich meint, findet für den Haß der Schlechten in der Liebe der Guten immer eine reichliche Entschädigung; und da ich das von mir sagen darf, so habe ich wohl meinen Tag nicht verloren.

Seit achtzehn Jahren habe ich als Mitarbeiter an den europäischen Staatsrelationen, als Mitherausgeber des Rheinischen Archivs, als Verfasser der Mainzer Zeitung und der Rheinischen Blätter mich über öffentliche Angelegenheiten ausgesprochen;

und ich darf darauf zurückweisen, ohne zu erröthen.

Man lernt in unsrer Zeit viel entbehren, und viel verachten; und das schadet nichts, wenn man nur die Selbstachtung und den Glauben an die Menschen nicht verliert. Ich bewundre Condorcet, der geächtet von einer wüthigen Partei, die sein Vaterland peinigte, über die Fortschritte des menschlichen Geistes schrieb.

Ich schließe das Vorwort zu dieser Schrift mit den Worten, mit denen ich eine frühere geschlossen: »Die Blätter werfe ich, ohne Ansprüche, in den Strom der Zeit, die ihren Inhalt als fruchtbaren Samen auf dankbaren Boden tragen, vielleicht auch nur ein Korn davon an einem fernen Eilande absetzen, oder ihn

ohne Spur von künftigem Leben in seine Tiefe begraben kann. Meine kleine Gabe lege ich mit aufrichtigem Herzen auf dem Altare des Vaterlands in der Ueberzeugung nieder, daß sie der Gottheit gefällig sey, wenn sie auch ihren Priestern mißfallen sollte.«

Wiesbaden, im Juni 1819.

Der Verfasser.

Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?

Es muß sehr bedenklich um Deutschland stehen, wenn wir den Aeusserungen fremder und einheimischer Aerzte, die sich mit geschäftiger Theilnahme um den Kranken drängen, anders glauben dürfen. Russen, Engländer und Franzosen, die doch Alle im eignen Hause noch manches zu ordnen finden sollten, sehen mit großer Besorgniß dem deutschen Wesen zu, das sich mit jedem Tage drohender gestalten soll. Man sagt uns mit wahrhaft naiver Aufrichtigkeit, daß wir mit raschen Schritten unserm Untergang entgegeneilen, und selbst dem Auslande Gefahr drohen, weil man nicht wissen könne, wo eine Revolution, die doch bei uns einmal unvermeidlich sey, in ihrem verheerenden Laufe stehen bleibe. Man sollte dabei freilich denken, Revolutionen, welche man wie Gäste ankündigt, die auch Manchem recht willkommen scheinen, hätten etwas von der Gefahr jenes Auskundschafters, der sich in aller Unschuld selbst dafür erklärte, damit man ihn in Erfüllung seines Auftrags doch nicht stören

möge. Gefahren, die man mit solcher Gewißheit kommen sieht, sollten uns wenigstens vorbereitet finden. Nicht was wir seit dreißig Jahren vorausgesehn, hat so unendliches Unheil über uns gebracht, sondern gerade das Gegentheil.

Eine französische Zeitschrift *), die sonst nicht unter die abergläubigen gehört, theilt uns folgende Darstellung unsrer Lage mit: »Die Fürsten scheinen mehr als je entfernt, den Deutschen das Versprechen zu halten, ihnen freie Verfassungen zu geben; aber die Deutschen haben die Verheißungen nicht vergessen, durch die man sie zum Aufstande gegen die Franzosen gebracht. Auch sind ihnen jene Formen von politischen und Maurergesellschaften, von Tugendvereinen noch gegenwärtig, deren man sich bedient hat, um ihren Muth zu entflammen und zu leiten. Weishaupt, Schill und Schneider haben zahlreiche Schüler. Das deutsche Volk, welches für unbeholfen und kalt gilt, ist nur ruhig und geduldig; hat sich aber seine Geduld erschöpft, dann wird es ein Vulkan. Da es einer tiefen, düstern Begeisterung und einer überlegten, unbedingten Ergebung fähig ist, so läßt sich nicht leicht bestimmen, wo es dann stehen bleiben werde. Dies dann ist uns ganz nahe; kaum wagt man zu behaupten, daß es nicht morgen sey. Ein Funke reicht

*) Journal Général de France, du 17. Avril.

hin, einen Brand hervorzubringen, von dem man nicht wissen kann, wie weit er um sich greifen werde. — In dieser Sprache, setzt der Journalist beruhigend hinzu, mag einige Uebertreibung herrschen; aber die beunruhigenden Symptome vermindern sich keineswegs, sondern vermehren sich.«

Viele deutsche Zeitschriften sprechen unbedenklich dieselbe Ansicht aus; ja sie ist in den Glauben des Volks übergegangen, und man kann wohl in jeder Gesellschaft, in jedem Dorfe, in der Unterhaltung mit dem schlichtesten Bürger die Aeusserung hören: auf diesem Wege könnte es unmöglich weiter gehen, und Ereignisse, wie sie in Frankreich statt gehabt, müßten auch hier erfolgen.

Läugnen läßt sich nicht, daß eine tiefe, gewaltsame Bewegung durch die beiden Hemisphären geht; die Thatsache spricht sich selbst aus, und erläßt uns den Beweis. Wie aber diese zerstörende Erschütterung enden werde, verfolgt sie die einmal genommene Richtung, und ob sich ihr nicht begegnen lasse — das ist die Frage. Hängt die Entscheidung des Kampfes, der so viele Staaten bewegt, einzig von dem Schicksale, oder nicht auch von uns ab? Das Letztere wäre wohl der Fall, gäbe es für die Menschen eine belehrende Erfahrung, und siegte nicht die tolle Leidenschaft über die ruhige Vernunft, die Gewalt über das Recht und die Macht der Gewohnheit

über die Rathschläge der Klugheit. Daß wir in einer wichtigen, entscheidenden Zeit leben; daß sich eine neue Ordnung der Dinge gestaltet, die, mit der alten im Kampfe, tiefe Erschütterungen erzeugt; daß es früher nicht so war, wie es jetzt ist, und daß es nicht so bleiben kann, das sehen die Verständigen, und die es nicht bestimmt erkennen, denen sagt es eine geheime, grauenvolle Ahnung. Viel wurde gesprochen von dem Geiste, der die Geschlechter der Menschen ergreift wie der Sturm die Wälder und die Gewässer des Meeres, sie aufregt und tief bewegt willenlos und unwiderstehlich. Ueber den Streit wurde oft geredet, der die verschiedenen Stände desselben Volks theilt, hier Empörung heißt, dort Freiheitsliebe, bald Adelstolz und Privilegiensucht, bald Pöbelwuth und Demokratenschwindel, und der das öffentliche Wohl allenthalben zum Vorwande eigennütziger Absichten macht. Wahres wurde auch gesprochen über die Hoffnungen und Besorgnisse der Gegenwart und über die Mittel, diesen zu begegnen und jene zu verwirklichen. Es ist demnach wohl wichtig zu wissen, wie weit wir gekommen sind in der Beantwortung der folgereichen, inhaltschweren Frage, in der Lösung des Räthsels, das die Zeit als eine zweite Sphinx dem Geschlechte aufgegeben, und worauf das Glück oder Unglück einer langen Zukunft beruhen kann, und beruhen wird.

Daß wir es auch darin noch nicht sehr weit gebracht,

zeigt schon der einzige Umstand, daß gerade die, welche eine Revolution am meisten wünschen oder fürchten, die Möglichkeit derselben am hartnäckigsten läugnen; jene, um sie desto gewisser und unbemerkter herbeizuführen; diese, weil sie meinen, das Gespenst verschwinde, sobald man sich das Ansehen gibt, nicht daran zu glauben. Von unsern Zeitschriftstellern spotten die, welche eine Revolution wollen, am witzigsten über die Gefahren derselben. Natürlich ist es gut, wenn die Gefahr unsere Gegner im Schlafe, oder doch unvorbereitet und wehrlos findet.

Indessen mag die Zahl derjenigen, die in Deutschland eine Umwälzung, eine Vernichtung der bestehenden Ordnung der Dinge wollen, nicht sehr bedeutend seyn. Aber an diese Ehrgeizigen und Habsüchtigen, die nur in der Zerstörung die Mittel finden, ihre Leidenschaften zu befriedigen, schließt sich das Heer von Nachbetern und Gehülfen an, die in aller Unschuld mit dem Feuer an der Pulverkammer spielen, und ganz ehrlich an eine Revolution nicht glauben, die sie herbeizuführen beschäftigt sind. Allenthalben macht dies sklavische Geschlecht die größere Zahl. Diese Menschen folgen dem gegebenen Impulse, thun, was sie Andere thuen sehen, glauben, hoffen und lieben mit den Umstehenden, wie sie mit ihnen gähnen. Diese Leute lassen die Bourbons oder den Kaiser leben, folgen der wandernden Guillotine des Revolutionsgerichts oder dem Kreuze der frommen Missionäre, geben dem

Augenblick sein ganzes Herrscherrecht, und thun und glauben, was man gerade thut und glaubt, sind muthig oder feig, nachdem es eben vor- oder rückwärts geht. Dieses gleichgültige und doch zu wenig beachtete Geschlecht, das an sich so unbedeutend und in der Gesellschaft so wichtig ist, gehört dem, der es zu führen weiß, und es zu führen nicht verschmäht. Wie es nur auf äussere Bestimmung, und zwar gern in Masse handelt, so ist es gut oder schlecht, verwegen oder furchtsam, nachdem die Leithämmel und Flügelmänner ihm das Beispiel und Zeichen geben. Der gewöhnliche Mensch ist träg und verzagt geschaffen, und überläßt darum Andern gern die Mühe der Ueberlegung und die Gefahr des Beschlusses und tritt am liebsten in Menge auf, weil die Anstrengung und Verantwortlichkeit sich dann unter Viele theilt. Darum darf man sich nur der Coryphäen versichern, sollen die Chöre nach unserer Weise tanzen, in Kaffee- und Thee-Visiten der wortführenden Fraubasen, der Mönche bei frommen Bruderschaften, in Wirths- und Spielhäusern des anerkannten Sprechers, in Klubs der Redner und im weiten unzusammenhängenden Reiche der Literatur, Kunst und Politik, der rezensirenden Institute, Literaturzeitungen und periodischen Blätter. Der Pöbel bildet bei allen Ständen, den vornehmsten und niedrigsten, die Mehrzahl, die ohne zu denken und zu wollen, in Gesellschaften über den guten Namen, in Städten über das Los von Fami-

lien, in Staaten über das Schicksal von Reichen und von Geschlecht zu Geschlecht über den Nachruhm, doch allenthalben nur als Werkzeug, entscheidet.

Ich habe viel über dies armselige Geschlecht gesprochen, weil es für Menschen, denen es um den Erfolg zu thun ist, eine große Bedeutung hat. Wirkt es sichtbar und in Masse, dann ist der kühne, starke Geist sein Meister. Cromwell kannte den Mechanism dieser Maschinenmenschen sehr gut, besonders im Soldaten. Da ein ganzes Regiment auf der Flucht war, trat er kalt dem Obrist entgegen: »Mylord, Sie irrrn sich,« sprach er, »der Feind ist dort,« drehete ihn um, und es ging nun eben so gut vorwärts. So kannte ihn auch Friedrich, der Große, der den Ungestüm unzufriedener Soldaten abwies, indem er bei ihrem Anzuge den Hut aufsetzte, den Degen zog und die gewohnten Kommandoworte rief: Halt! Richtet euch! Linksum! Marsch! Die eingeübten Krieger hatten nichts angelegentlicher zu thun, als sich in Reihe und Glied zu stellen, und im bekannten Takte wieder abzugehn. Aehnliche Beispiele finden wir im Leben Cäsars, Alexanders, Peters I., Napoleons und aller besonders kräftigen Naturen, die zum Herrschen geboren sind. Fehlt indessen der Geist, dann thut es bei der Menge auch die Form, ein äusseres Zeichen: reiche Kleidung, Stern, Ordensband, der Name, eine Fahne und dergleichen.

Diese Klasse nun will eigentlich keine Staatsumwälzung, hilft sie aber mit fröhlichem Herzen machen, wird sie dazu gebraucht; und gerade sie ward seit Jahren durch tausend Mittel zu diesem Erfolge bearbeitet und vorbereitet. Es war ein großes Versehen, daß man sie den Umtrieben leidenschaftlicher, verwegener Menschen überließ, die bei jeder Gelegenheit nur zu gewinnen hoffen. Verständige Männer mögen demnach die Wahrscheinlichkeit naher, tiefer Erschütterungen nicht läugnen, wenn wir auf dem Wege, den wir betreten haben, weiter gehen; sie bedauern den Schwindel, der uns mit jedem Tage dem Abgrund näher zieht.

Nimmt man an, daß die innern Ursachen einer Revolution in Deutschland durch äußere begünstigt würden; daß man vielleicht zu dieser Sünde reizte, gerade um Ursache zu finden, sie zu bestrafen, dann ließe sich begreifen, daß Unruhen, selbst gegen die Absicht der Mehrheit des Volks, künstlich hervorgebracht werden könnten. Den Engländern soll dies mehr als einmal in Frankreich gelungen seyn. Mit Deutschland ward ja schon oft gesprochen, wie mit dem Lamme in der Fabel; es muß doch endlich das Wasser trüben, wenn man es fressen will. Darum wäre es auch möglich, daß unsere deutschesten Männer, die das große Wort seit der Befreiung Deutschlands, auf Hochschulen, Turnplätzen und in Schriften führen, undeutsche Fremde am treuesten und fleißigsten

bedient hätten. In jedem Falle haben die unsre gute Sache schlecht gefördert, welche der Freiheit durch Anmaßung und Willkühr, der gesetzlichen Ordnung durch Verwirrung, der Wahrheit durch Machtsprüche und Auto-da-fe's, der Gerechtigkeit und den Sitten durch schneidende Einseitigkeit und Rohheit sich nützlich zu beweisen glaubten.

Sehr wahr sagte Royer-Collard unlängst in der französischen Deputirtenkammer*): »Man hat unsere Revolution oft unrichtig beurtheilt; ihr großer Irrthum, und nicht selten ihr Verbrechen war, daß sie die Freiheit durch den Despotism, die Gleichheit durch Privilegien, unter dem Vorwande, daß sie der Nation nützlich seyen, und die Gerechtigkeit durch Gewaltthat, Betrug und Grausamkeit begründen wollte. Das war ein großer Irrthum, nur Freiheit kann Freiheit erzeugen, Gleichheit Gleichheit und Gerechtigkeit Gerechtigkeit.« Muß man den Deutschen diese große Lehre wiederholen? Wenn es bei den Franzosen ein Irrthum war, daß sie die Freiheit durch Willkühr, die Gerechtigkeit durch Grausamkeit, die Gleichheit durch Ausnahmen und Privilegien ins Leben rufen wollten; kann es auch noch bei den Deutschen, die solche Zwecke durch solche Mittel zu erreichen gedenken, ein Irrthum seyn, bei den Deutschen, welche die Lehre der Franzosen in Wort und That gegenwärtig ha-

*) In der Sitzung vom 20. April.

ben? Und was wollen nun unsre jungen und alten Reformatoren, die das Feuer auf der Wartburg und den Meuchelmord eines verhaßten Gegners für gottgefällige Werke begeisterter Gemüther halten, die berufen sind, das Vaterland zu retten? Die Zeit, in welcher solche That nicht Abscheu, oder mehr als mitleidiges Bedauern, auch Lob finden kann, verheißt nichts Gutes.

Bei der Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes unsers Volks fällt darum auch nichts mehr auf, als der Leichtsinn, mit dem man das gefährliche Spiel mischen sieht. Minister und Demagogen, Herren und Knechte necken an dem schlafenden Tyger. Man löset mit solchem Eifer die Bande auf, um den lecken Kahn in die bewegte See zu werfen, als fürchte man den Sturm zu versäumen, der vor dem Hafen wüthet. Man hört von Revolutionen, wie Kinder von der Freude und Angst des Christtags sprechen, an dem jedes seine Bescherung hofft. Seitdem wir in Frankreich dieses furchtbare Spiel gesehen, wandelt Manche, wie Knaben, die den Soldaten Soldatches nachspielen, ordentlich die Lust an, auch Revolutionches nachzuspielen. Es ist ein furchtbares Spiel, bei dem oft mehr eingesetzt wird, als man gewinnen kann.

»Die Revolutionen,« sagte Manuel *), der wenigstens nicht im Verdachte steht, dem monarchischen oder

---

*) In der Sitzung der franz. Deputirtenkammer vom 20. April.

ministeriellen Despotism geneigt zu seyn, »die Revolutionen sind der Freiheit mehr nachtheilig als zuträglich; denn die Gewalt hat tausend Mittel, Vortheil aus ihnen zu ziehen. Die Revolutionen dienen ihr zum Vorwande, sich unumschränkt zu machen, und mehr als einmal reizte die Gewalt zum Mißbrauche der Freiheit, um die Freiheit zu vernichten.« Sehr treffend fügte der Redner hinzu, was man zu besonderer Beherzigung empfehlen darf: »Angriffe auf die Freiheit und ihre Vernichtung würden jetzt die Losung zu Revolutionen seyn; die Bürgschaften aber, die man ihr gibt, werden gewaltsame Umwälzungen verhüten; wer demnach Revolutionen wünscht, wird sich wohl hüten, uns Garantien der Freiheit vorzuschlagen.«

Gewiß ist eine Revolution ein so furchtbares Ereigniß, daß man die Gräuel derselben ohne Schaudern nicht denken kann. Um so mehr muß man die Unverbesserlichkeit des Menschen, seinen Uebermuth, seine Härte im Glück, seine Thorheit, seinen Eigensinn beklagen, die ein so schreckliches Uebel als einziges Mittel zum Bessern übrig lassen. Eine Revolution verkauft ihre Wohlthaten um einen furchtbar hohen Preis; und selbst die diesen geben, kommen selten zum Genuß derselben. Sieger und Besiegte bleiben auf dem Platze, und hier erntet nicht, wer bauet und säet. Der Opferer fällt mit seinem Opfer, und, erst aus der zerstörten Welt blüht eine neue auf.

Die den Triumph erfechten, bezahlen ihn mit ihrem Leben, und die ihn feiern, haben gewöhnlich am wenigsten für ihn gethan. Das wissen wir, doch reisset blinder Wahnsinn uns unaufhaltbar fort.

Unsre Schuld ist's, wenn Revolutionen unvermeidlich werden. Wollten wir dem Uebel, das nicht mehr zu ertragen ist, durch Reformen begegnen, es würde der gewaltsamen Erschütterungen zu seiner Heilung nicht bedürfen. Gibt es Menschen, die kein Recht erkennen als das der Stärke, dann müssen sie es sich auch gefallen lassen, wenn die mißhandelte zur Wuth gereizte Schwäche alles daran setzt, um selbst Stärke zu werden, und sich mit gleichen Waffen dasselbe Gut zu erkämpfen. Der Streit mit dem, der nichts verlieren, nur gewinnen kann, bringt stets Verlust.

Viele meinen, das Revolutionsfieber sey eine Krankheit, die vorüber gehe, wenn man nur wisse die Krisis abzuwarten. Eine Krankheit ist es allerdings, die aber auch, so lange ihre Ursachen bestehen, immer wiederkehren wird. Daß es in einer höchst gereizten, ohne dies etwas nervenschwachen Zeit auch eingebildete Kranke gibt, wer mag das läugnen? Aber selbst diese Kranken sind gefährlich, und nicht alle Aerzte verstehen sie zu heilen, wie Boerhave jene Mädchen heilte, die nach einander die fallende Sucht bekamen, an der sie Anfangs nur eine

ihrer Gespielinnen hatten leiden sehen. Revolutionen macht man nicht wie Taschenspielerkünste; ihnen liegt ein tiefgefühltes, allgemeines Bedürfniß zum Grunde, dem abgeholfen werden muß, wenn gefährliche Selbsthülfe nicht eintreten soll. In dieser Hinsicht mag wahr seyn, was ein berühmter Franzose im Anfange der Revolution behauptete, indem er sagte, sie werde die Reise um die Welt machen. (La révolution française fera le tour du monde.)

Passen die Menschen mit den veränderten Sitten, Begriffen und Bedürfnissen nicht mehr zu den alten Gesetzen und Institutionen, dann muß man diese ändern, da die Menschen doch nicht so leicht zu ändern sind. Vom Recht ist hier nicht einmal die Rede, das einen Menschen nie zum Sklaven eines Menschen machen, dem einen nicht unverdienten Ueberfluß zuwerfen, und dem andern das Unentbehrliche versagen kann. Unsre Religion und die Aufklärung haben die wahren Begriffe, oder wenn man will, das richtige Gefühl von Freiheit und Recht so allgemein gemacht, daß keine Macht der Erde sie je wieder vertilgen wird. Nur von der Klugheit sprechen wir, die uns räth, nicht fruchtlos zu bekämpfen, was nicht zu besiegen ist; dem keinen Widerstand zu leisten, was nicht abgewendet werden kann, und die Opfer nicht einem unerbittlichen Gotte zu häufen, der sich durch sie nicht versöhnen läßt. Die Geschichte der Reformation und der

Revolutionen in den letzten vierzig Jahren konnte, und müßte uns belehren, wäre der von Begierden und Leidenschaften getriebene Mensch empfänglich für ihre Lehre. Was Amerika mit dem Blute seiner Söhne erkauft hat, kann es nicht wieder aufgeben; an was Frankreich das Leben von einer Million Menschen gesetzt, wird es auch behaupten, und was andre Völker nicht entbehren zu können glauben, werden sie erlangen.

Wir sprechen von Luther, Necker und Mirabeau, als trügen sie die Schuld, daß Generationen in Blut und Thränen untergegangen sind. Unsre Beschränktheit macht dem Menschen oft zur Tugend oder zum Verbrechen, was in der ewigen, unwandelbaren Ordnung der Dinge liegt. Wir Kurzsichtigen! Unser Geschlecht muß seine Bahn durchlaufen, die ihm durch seine Bestimmung vorgezeichnet ist. Das Schicksal führt die Völker, und wählt sich, in jeder Zeit, zu seinen Zwecken die tauglichsten Werkzeuge aus. War es nicht Luther, dann mußte es ein anderer seyn. Ihm waren mehrere vorausgegangen, und in ihrem Unternehmen gescheitert; einem mußte es gelingen, früher oder später. Vielleicht, ja wahrscheinlich wäre ohne ihn die Reformation umfassender und weniger zerstörend geworden; aber die Ereignisse, die sich an sein Wirken knüpften, hingen nicht von seinem Willen ab. Necker und Mirabeau thaten, was sie in ihrer Lage nicht lassen konnten. Die Frucht, die aufgegangen

ist aus dem Samen, den das Schicksal durch ihre und Luthers Hände gesäet, kannten sie Alle nicht. Weiß der Mensch, welche Folgen die Zeit aus seinen Handlungen entwickelt? Der Zeiger steht allerdings auf der Stunde, wenn sie die Uhr schlägt; ist aber die Stunde darum das Werk des Zeigers? Vermeiden konnte man die Gräuel der Reformation, den Krieg Englands mit seinen Kolonien und die blutigen Auftritte der französischen Revolution; man durfte nur willig thun, was doch geschehen mußte. Hätten der römische Hof und die Geistlichkeit die Mißbräuche verdammt, die sie schützten; wäre das englische Mutterland gegen seine amerikanischen Besitzungen mütterlich gesinnt gewesen; hätte in Frankreich der Thron sich gehütet, gemeine Sache mit der Feudalaristokratie zu machen, nie würde es zu einem verderblichen Aufstande gekommen seyn. Wo aber die menschliche Klugheit und Gewalt die Noth der Zeit und die Macht der Umstände nicht erkennen will, da übernimmt diese die vollen Herrscherrechte. Der Strom der Ereignisse, der sich nicht aufhalten läßt in seinem Laufe, wirft die schwachen Dämme unsrer armen Kraft und Vorsicht nieder, und geht ruhig in seinem Bette weiter, hat er es sich gegraben, und der verscheuchte Bewohner seiner Ufer mag wieder in Sicherheit seine friedliche Hütte an ihn bauen. Hätte er es aber verstanden, den anwogenden Gewässern das Bett selbst anzuweisen, dann würde er sich die ver-

gebliche Mühe des Eindämmens und den Schaden ihres verheerenden Uebertretens erspart haben.

In Rom gab es eine Zeit ungewöhnlicher Gefahr, wo die gewöhnlichen Organe der Gesetze schwiegen, und nur der Wille des Diktators galt. Die Natur übernimmt ebenfalls zu Zeiten diese Würde, wenn gewaltige Verhältnisse eingetreten sind, über welche menschliche Kraft und Klugheit nichts vermag. Keine Revolution ist unvermeidlich; sie werden es alle durch unsern Stolz und Eigensinn, durch unsre Thorheit und Schwäche. Die politischen Unruhen und Stürme kündigen sich gewöhnlich damit an, daß die herkömmlichen Masregeln und bestehenden Behörden sich dem Andrange der Ereignisse nicht mehr gewachsen fühlen, dem sie, ihrer Bestimmung nach, widerstehen sollen, mit ihrer auf gewöhnliche Zeiten berechneten Kraft aber nicht widerstehen können. Erst erbittert sie die Frechheit der neuen Erscheinung, dann macht sie die unerwartete Gewalt derselben schüchtern und verwirrt. Auf den Uebermuth, der reizt und empört, folgt Demuth, die verächtlich macht. Ordre, dann contre-ordre und somit unvermeidlich désordre, wie die Aufschrift einer witzigen und treffenden Karrikatur sagte, deren sich vielleicht noch Mancher aus einer nicht gar fernen Zeit erinnern wird.

Solche Zeichen lassen sich denn wirklich an unserm politischen Himmel sehen: auf der einen Seite Beschwerden

des mißvergnügten Volkes, vernünftige Vorstellungen billig denkender Männer, Rathschläge von Freunden der Ordnung und Ruhe, Geschrei wilder Pöbelredner und unbeschäftigter Advokaten, gallsüchtiger Tagblätter und aufrührerischer Pamphletisten; auf der andern Ministerstolz, Eigendünkel der Gewalt, entschiedene Abneigung vorzuschreiten, und Furcht zurückzugehen, liberale Scheinheiligkeit und Streben nach Willkühr, Lust zu widerstehen und zu versagen und Angst dieser Lust offen nachzugeben; daher Unentschlossenheit, halbe Masregeln, Verheißungen mit der Absicht sie unerfüllt zu lassen, Nachgiebigkeit bei kräftigem Widerstand und schroffe Härte, wo dieser nicht zu fürchten ist. Keiner weiß, welcher Tag dem Abend folgen wird, und Jeder sucht nur festzuhalten, was er in Händen hat. Wohin das Treiben führt, begreifen Wenige, und der Mangel an klarer Einsicht vermehrt, wie alle Dunkelheit, die Gefahr und die Furcht zugleich. Daher die wiederholten Irrthümer und Fehlgriffe, die Freigeisterei und der Aberglauben. Die Gott läugnen und über die Unsterblichkeit der Seele spotten, glauben an Zauberei und lassen sich ihre Zukunft aus der Charte oder dem Satz des Kaffees weissagen. Gespenster, von der Angst geschaffen, grinzen aus allen Ecken; Verdacht und Mißtrauen sehen allenthalben bösen Willen und Hinterlist, und die aufgeregte Phantasie findet nur Nahrung in dem Ungeheuren und Abgeschmackten.

Stehen Fürsten und Volk, auch nur in der Vorstellung, einmal einander mißtrauisch gegenüber, dann lösen sich leicht und schnell die alten Bande der Liebe und Ergebung. Von jenen sagt man, daß sie nichts als Willkühr wollen; die Minister sinnen einzig auf Verrath, und Regierungen und Beamten sind zum Untergang des Volkes verschworen. Nennt man sie selbst auch noch mit Schonung, dann werden doch die, welche für sie reden, geächtet, und nicht selten von der Gewalt aufgeopfert, die ihren Frieden um diesen Preis der Meinung abzukaufen glaubt. Wer aber den Frieden nur zu kaufen weiß, bezahlt den Krieg, und wird ihn immer haben. Man muß nie glauben, daß man einen Feind versöhnt, wenn man die Waffen vor ihm niederlegt. Wer von mir fordert, ich solle meine festen Plätze schleifen und meine Gefährten ausliefern, will meine Unterwerfung, und zwar mit Schande.

Der Hof und was zu ihm hält sieht seiner Seits nur Revolutionenmacher, Aufrührer, die nichts thun und wollen, als die Völker hetzen zu Königsmord, blutigen Septembertagen und republikanischen Hochzeiten. Hier also Maratisten und Jakobiner, dort Despoten und Despotenknechte, allenthalben Verschwörungen, Anschläge auf das Leben gekrönter Häupter, geheime Gesellschaften im Volke, und heilige Allianzen unter den Fürsten.

Das aber ist bei weitem nicht so arg. Mit einem

Schritte wird der Mensch weder zum Teufel, noch zum Engel; schwach ist er, der Verführung nachgebend, dem Beispiel folgend im Guten, wie im Bösen; im Glück voll Uebermuth, im Unglück die Besinnung leicht verlierend; feig und herrisch; immer weiter um sich greifend, wo vor ihm die Schranken weichen; ein trotzig und verzagtes Ding. Das ist der alltägliche Mensch, von seiner schlimmen Seite angesehen. Ihn bestimmen Umstände mehr, als er sie bestimmt. Veränderung von Zeit und Ort machen ihn zum Türken oder Christen, zum Bettler oder Fürsten, zum Sklaven oder Herrn, zum Höfling oder Königsmörder. Das ist, sage ich, der gewöhnliche Mensch. Höher stehen die, welche einen Willen haben, und wissen, was sie wollen; am höchsten aber, die auch diesen Willen unter das Joch des Gesetzes beugen, und es rühmlicher achten, über sich selbst, als über Andre zu siegen, wo es die Pflicht gebietet; sich selbst gleich in dem Wechsel der Zeit; sich selbst erhaltend — das heißt, sein inneres Leben, nicht das äussere — wo Alles verloren geht, und zufälliges Glück und Unglück wie Laune des Wetters achtend. Wie jetzt die Sachen noch in Deutschland stehen, findet man mehr Verirrung als Bosheit, ein dunkles, scheues Umherfühlen, Mangel an Klarheit und verständiger Erkenntniß; unter irren, verwirrten Menschen verworrenes Geschrei; bei dem babylonischen Thurmbau einer neu zu schaffenden Ordnung der

Dinge eine babylonische Sprachverwirrung. Zu bedauern und bedenklich ist allerdings, daß oft brave, tüchtige Männer die Fassung verlieren; daß ehrliche Leute, die Muth genug haben, jeden Kampf gegen Böses und Unredliches zu bestehen, Aug in Auge, oder die den Wunsch nähren den Streit durch besonnenes Erörtern auszugleichen, sich unter den Flüchen der Troß- und Fuhrknechte, bei dem Lärm der Marodöre und Marketender, die keineswegs fechten oder versöhnen, sondern nur Unordnung erregen und in der Unordnung plündern wollen, sich nicht leicht erkennen und finden. Das Alles wäre aber auch anders, wenn die, welchen es obliegt, Ordnung zu erhalten, nicht die Unordnung begünstigt hätten.

Um was wäre es denn eigentlich zu thun? Ist es Verrücktheit, Wahnsinn, was die Menschen treibt? oder liegt dem Streben und Treiben der Zeit auch Verstand und Gerechtigkeit zum Grunde? Ich möchte doch das Letzte glauben. Mit der Einsicht und den Bedürfnissen der Gesellschaft müssen sich auch nothwendig ihre Gesetze und Institutionen ändern. Gab es eine Zeit, in der es sich der Mensch gefallen ließ, von Einzelnen oder auch von ganzen Klassen als willenloses Wesen, als Sklave behandelt zu werden; theilten sich die Staatsgenossen in geborne Herren und Diener; in solche, die durch die Geburt berufen waren, sich alle Vortheile des gesellschaftlichen Ver-

eins anzueignen, und in Andre, auf denen der Fluch, von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, lastete, alle Beschwerden und Dienste der Gemeinheit auf sich zu nehmen, zu arbeiten und zu entbehren; schieden sich die Bewohner in Spartaner und Heloten, in Bedrücker und Bedrückte, dann ging es eben in der Zeit, wo der Mensch es sich gefallen ließ. Hört er auf, daran zu glauben, und sich den Geboten eines solchen Glaubens willig zu unterwerfen, dann kann von wohlerworbenen Rechten in diesem Sinne nicht mehr die Rede seyn.

Jetzt hat man begriffen, daß 1) der Staat eine Anstalt zum Besten aller Staatsgenossen sey; daß es 2) kein Gesetz zum Besten des Staates geben könne, über das die Staatsgenossen, die doch ohne Zweifel über ihr Wohl und Wehe zu urtheilen befugt und berufen sind, sich nicht ausgesprochen haben; daß 3) an des Staates Lasten Jeder nach dem Mase seiner Kräfte, und im Verhältniß der Vortheile trage, die er durch ihn genießt, und sich auf gleiche Weise den Nachtheilen unterwerfe, ohne welche die Vortheile nicht zu erlangen sind; daß 4) die, welche die Kosten des Staatshaushaltes tragen, das Recht haben, sich von der Nothwendigkeit derselben zu überzeugen, und von der Verwendung der Steuern Einsicht zu nehmen; daß 5) zur Bekleidung von Stellen im Staate berufen werde, wer die nöthigen Eigenschaften sie zu bekleiden hat, die Pflichten derselben erfüllen kann, und daß in

dieser Hinsicht der Tauglichste auch der Erste sey, und 6) endlich, daß, wo von Auszeichnung und Belohnung die Rede ist, auch die Rede seyn müsse vom Verdienst; daß die Auszeichnung also dem zu Theil werde, der sich ausgezeichnet hat, nicht aber erst auszeichnen solle.

Sind diese Forderungen gegründet, was wohl aus ihrer Verbindung und Zusammenstellung sichtbar wird, dann ergeben sich daraus folgende Rechte und Grundsätze: 1) Der Staat kennt nur Staatsgenossen, Bürger, und hat es mit diesen allein zu thun; 2) das Volk muß zu den Gesetzen stimmen, die es regieren; da es aber nicht in Masse berathen und beschließen kann, so tritt die Nothwendigkeit seiner Vertretung durch von ihm gewählte Abgeordnete ein; 3) das Volk hat das Recht, durch seine Stellvertreter, die Abgaben zu bewilligen, und über ihre Verwendung Rechenschaft zu fordern; 4) Gleichheit aller Staatsgenossen, es betreffe Rechte oder Pflichten, also für Alle gleiche Gesetze und dieselben Richter; 5) Gleichheit der Ansprüche auf Staatsämter, und 6) Verdienstadel.

Das mag der wesentliche Inhalt dessen seyn, was die Zeit fordert, diese verrufene Zeit, gegen deren böses Streben und Treiben man sich, wie oft und laut genug versichert ward, mit Feuer und Schwert, mit Schloß und Riegel, mit Bann und Acht verwahren muß. Was wäre denn Erhebliches einzuwenden gegen die Zumuthung,

daß Jeder nach seinem wirklichen und wahren Werthe gelten solle, nicht nach einem willkührlichen Gepräge, das oft falsche Münze an die Stelle des ächten Geldes setzt? Jede Kraft soll, als der andern von gleichem Gehalte ebenbürtig, zugelassen werden auf den Kampfplatz des bürgerlichen und politischen Lebens, daß sie ringen könne um den dargebotenen Preis, er bestehe nun in Auszeichnung, Reichthum, Einfluß oder Würde; und nur Verdienst, Tugend, Anlage und Thätigkeit sollen die Stelle ertheilen, welche diese Vorzüge nothwendig macht. So, und nur so wird das allgemeine Beste der Gegenstand des allgemeinen Strebens seyn, der Staat aufblühen im edlen Wettkampf ihm zu dienen, jedes Talent sich üben, jede Tugend sich entwickeln, und aus dem Wohl der Einzelnen sich das Wohl des Ganzen bilden. So wird das beste Los immer dem Besten werden können, wenn die prüfende Wahl und nicht das blinde Glück es zu vertheilen hat, und das Rechte wird sich mit dem Nützlichen verbinden.

Was die Staaten des Alterthums mit Zwietracht, Verwirrung, Raub, Mord und Bürgerkriegen erfüllt hat; wovon der große Lykurg sein Volk nur eine kurze Zeit durch Mittel zu befreien wußte, die nicht leicht ein Gesetzgeber mehr in unserm Welttheil versuchen wird; was Rom Jahrhunderte gequält hat, bis es in dem qualenvollen Kampfe seinen furchtbaren Tod fand; was man

dort das agrarische Gesetz nannte, und mit dem ewigen Streite der Patrizier und Plebejer so eng zusammen hing; was alle Staaten, in denen nicht alles Gefühl von Recht und Freiheit erstorben war, geängstigt und zerrüttet hat, das bewegt sich auch in unserer Zeit, nur anders gestaltet, wie es bei der veränderten Gestalt der Welt, unsrer Kultur, der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse nothwendig seyn muß. Kämpfte der arme, zurückgesetzte römische Plebejer gegen den Mißbrauch und Uebermuth des Reichthums, gegen die drückende Macht der Patrizier, bis er auch sich ein gesichertes Eigenthum, persönliche Freiheit, politischen Einfluß durch Tribunen, Wählbarkeit zum Konsulate und den Genuß anderer Rechte errungen hatte, dann ist der Gegenstand des Kampfes jetzt fast derselbe, nur in gebildeten Ländern höher und edler, weil er sich auf die Anerkennung der menschlichen Würde und Rechte bezieht. Unsre Zeit fordert, daß Verdienen nur Verdienst gebe, nur das Achtungswerthe auf Achtung Anspruch mache, und nur Auszeichnung verlange, wer sich ausgezeichnet hat. Sie will, daß die Sache gelte, nicht der Name, die lebendige That, nicht der todte Buchstabe, die junge Kraft, nicht das alte Pergament; daß Jeder Lasten trage nach seiner Stärke, und der Gewinn, den man zu hoffen hat, mit dem Einsatz im Verhältniß stehe. Es ist eine für die Mehrzahl an sich schon etwas harte Anordnung, daß durch das Recht, welches die

Geburt gibt, Einige Viel und Viele Wenig oder Nichts haben und sind; aber es ist grausam, auf diese harte Anordnung noch die härtere zu gründen, daß die, welche wenig oder nichts haben, doch Alles geben und tragen, und die wenig oder nichts sind, doch Alles thuen sollen.

Die öffentliche Meinung hat sich über alle diese Forderungen bestimmt und laut erklärt. Allenthalben, wo die Völker nicht mehr in dumpfer, thierischer Rohheit leben, ist das Verlangen nach gesetzmäßiger Freiheit erwacht. Eine erbliche monarchische Regierung mit einer wahrhaften Repräsentation des Volks, die man Stände, Parlamente oder Gesetzgebungs-Körper nennen mag, wird als der einzige feste Anker angesehen, an dem die Sicherheit der Staaten, die Festigkeit der Throne und das Glück und die Freiheit des Bürgers ruhen. Die Zeit, wie sie fortgeschritten ist und sich gebildet hat, begnügt sich mit dem Alten nicht mehr. Der Versuch, durch retrograde Schritte dieses Alte zu retten, dürfte sehr wahrscheinlich den Verlust dessen beschleunigen, was man durchaus erhalten will. Die öffentliche Meinung kann wohl geleitet werden; aber schwerlich möchte es einer Macht gelingen, sie zu unterdrücken. Wer es jetzt versteht, sie über ihr eignes Streben aufzuklären, diesem die Richtung zu geben, wie sie das allgemeine Beste fordert, und ihre gerechten Ansprüche zu befriedigen, der kann der Menschheit, den Thronen und den Völkern sehr wesentliche Dienste

leisten. Der Rath, die öffentliche Meinung zu bekämpfen, muß die verderben, welche ihn geben und befolgen.

Wir haben diese Erscheinung in der Weltgeschichte öfter gesehen, sehr deutlich bei der Reformation, von der wir auch schon oben gesprochen haben. Wäre man damals den billigen Forderungen der Zeit entgegen gekommen, dann hätte man der schönsten Hälfte von Europa blutige Verfolgungen und Bürgerkriege, das Elend, die Verwüstungen, die Grausamkeiten und Leiden eines Kampfs erspart, der über ein Menschenalter hinaus gewüthet hat; und — was noch wichtiger ist — es wäre möglich gewesen zu erhalten, was man gerade aus Widersetzlichkeit verloren hat, nämlich die Einheit der Kirche und die Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands.

Wir leben in einer ähnlichen, obgleich in mancher Hinsicht auch wieder sehr verschiedenen Zeit. Ein dringendes, allgemein gefühltes Bedürfniß ist erwacht, wie damals; man kann es, wie damals, zu unterdrücken suchen, und auch, in diesem Falle, ähnliche Resultate sehen. Der Staat aber, oder die Regierung, die den Geist erkennt, der in der tief bewegten Zeit wirkt, und sich ihn durch zeitgemäße Gesetze und Institutionen zu befreunden weiß, wird ihre Macht auf Fundamente gründen, die nur wanken können, wenn selbst das Festeste sich nicht mehr hält.

Bei allen Reformen, auf die man dringt, ist der Besitz erst erstaunt, sich in dem Genusse und der behaglichen Ruhe angefochten und gestört, und in seinem alten Rechte angefeindet zu sehen; er begreift die Frechheit der sich aufdringenden Verbesserung nicht, und verläßt sich auf seine fest gegründeten Ansprüche, die wohl verwahrt, wie er meint, eine Ewigkeit geheiligt hat. Er, der alte Eingeborne, verschmäht es, sich mit dem Neuling, mit dem Fremden abzufinden, der ohne Recht, Macht und Ansehen sich in das Eigenthum Andrer einzudringen sucht. Was bis jetzt war, sagt er, hat allein das Recht zu seyn, und muß also bleiben, gerade darum, weil es gewesen ist. Die Wirklichkeit ist ihm das Mas des Möglichen; er glaubt an keine Veränderung, wenn auch Alles um ihn anders geworden ist. Dieser Uebermuth erleichtert den Verbesserungen den Sieg. Das gemeine Volk — an Geist nämlich — zu dem auch sehr vornehme Leute gehören, begreift so wenig, wie das Bestehende nicht von aller Ewigkeit her bestanden sey, als wie es nicht in alle Ewigkeit fortbestehen solle.

Was man übrigens den Kampf nennt zwischen dem Alten und Neuen, verdient, in Betreff des Erfolgs, kaum diesen Namen mehr, sondern der Sieg ist, wie wir glauben, schon entschieden. Das Neue will jetzt nur Besitz ergreifen in der Körperwelt, die Idee will sich verwirklichen. Mit Revolutionen, die von dem Geiste ausgehen, verhält

es sich wie mit dem Donner. Hat man den Blitz gesehen, dann ist's geschehen, obgleich der Schlag erst später vernommen wird. Im Stillen faßt der Geist den Begriff des Bessern, und macht sich mit ihm vertraut; friedlich und fast unbemerkt sind die Siege und Erwerbungen im geistigen Reiche des Rechts und der Wahrheit; schwer aber geht die Idee in Anwendung über, schwer wird der Gedanke That, weil erst das Alte von seiner lange behaupteten Stelle verdrängt, und die Form zerbrochen werden muß, in der es gewirkt und sich erhalten hat. Theilt die bessere Ueberzeugung, das schöne Gefühl, sich dem Geist und dem Gemüthe mit, dann ist's ein süßes Empfangen, das Eintreten derselben in die Sinnenwelt aber ein schmerzliches Gebähren.

Das Uebel und der Mißbrauch überleben immer die bessere Einsicht, weil die Satzungen, Institutionen und Werkzeuge noch einige Zeit fortbestehen als ein todter Bilderdienst ohne Glauben und Andacht für diejenigen, die den wahren Gott erkennen, nur denen noch heilig, die an den Götzen glauben, oder als seine Priester von den Opfern leben, die der dumme Aberglaube dem verschmitzten Betruge bringt. Will aber der bessere Gedanke übergehen in die Wirklichkeit, der vernünftige Gebrauch den Mißbrauch verdrängen, dann erst entsteht der sichtbare Kampf, und obgleich der Sieg in den Geistern und Gemüthern schon entschieden ist, so fallen doch jetzt erst

die Freunde des wahren Glaubens, die ihn in der Körperwelt verbreiten und befestigen, als Martyrer. Alle Reformatoren waren, ehe sie ihre Sendung erfüllt hatten, Ketzer, Empörer, Neuerer, wo nicht gar Zauberer und Gehülfen des Teufels.

Die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war vor der Reformation entschieden, in der allgemeinen Ueberzeugung sogar mehr entschieden, als nach ihr, weil die tolle Wuth der Parteien, während dem Kampfe, die Sache der Vernunft zur Sache der Leidenschaft entstellte; aber die Reform selbst mußte sich in einem dreißigjährigen Kriege, durch unzählige Martern und Verfolgungen erst die Wirklichkeit, ihr Daseyn in der Sinnenwelt erkämpfen und erkaufen. Was damals geschah, ist der Inhalt und die Geschichte aller Revolutionen. Die Gewalt, der glückliche Besitz, durch langen, ungestörten Genuß ruhig und sicher gemacht, und von gefälligen Lobrednern und Schmeichlern nmgeben, verachtet die entstehende Gefahr, die einer Schneeflocke gleich sich mit den folgenden verbindet, und im Fallen zur zerschmetternden Lawine wird. So konnte den großen, glänzenden römischen Hof das Treiben eines armen deutschen Mönchs nicht beunruhigen. Was kümmerte, beim Ausbruch der französischen Revolution, einen angebeteten König, einen allmächtigen Adel das Geschwätz der sogenannten Demagogen, die eine Gnade oder ein Machtwort vom Hofe, wenn man dieses oder

jene an sie verschwenden wollte, leicht, wie man meinte, zur Ruhe und zum Schweigen brachte? In solchen Fällen sieht die übermüthige Sicherheit erst die Gefahr, wenn es kaum mehr ein Mittel gibt, ihr zu begegnen.

Bei Beurtheilung unsrer Zeit dürfen wir nicht vergessen, daß Anerkennung und Achtung des rein Menschlichen und Vernüftigen der Hauptzug in ihrem Karakter ist. Sie will das Gute, Wahre und Rechte ohne Rücksicht auf Völker, Stände, Konfessionen und Sprachen. Humanität ist ihr mehr als Nationalität, und wo die Menschheit zurückgesetzt und verkannt wird, da nimmt der Gebildete sie in Schutz selbst gegen sein eignes Volk. Keine Religion, keine Regierung, keine Macht findet Beifall, wo sie die Rechte des Menschen verletzt, wäre es auch zum Vortheil desjenigen, dessen Billigung sie dadurch gewinnen will. Vergebens hat die aufgeregte Leidenschaft und der Parteigeist diese tröstliche und schöne Lehre durch den Nationalhaß zu ersticken gesucht; die Wuth und Verblendung, die den Menschen zum Thier entstellen, gehen mit dem Rausch, der sie erzeugt, vorüber, und ewig ist nur, was ihn aufrichtet und erhebt, ihn besser macht in sich und gegen Andre. Die Bemühungen, die Völker so wieder streng zu sondern, sie im Sinne unsrer Separatisten zu nationalisiren, und auf diese Weise sie in einer stets feindseligen Stellung gegen einander zu erhalten, werden fruchtlos seyn, weil sie unsrer Bestim-

mung, die wir erkennen, und selbst dem Gange der Natur entgegen sind. Für wen erklärten sich, im Kampfe der Nordamerikaner für ihre Unabhängigkeit, die gebildeten Menschen aller Völker, selbst der Britten, deren Urtheil nicht Selbstsucht oder Eigennutz gefangen hielt? Für die Sache der Unterdrückten, welche die der Gerechtigkeit und Menschheit war. Im Anfang der französischen Revolution, wo es lang verschmähete, tief gekränkte Rechte zu retten galt, die der Mensch in allen Zonen und Zeiten in Anspruch nimmt, ist er nicht in dumpfe Thierheit hinabgestoßen, waren die Hoffnungen und Wünsche aller Besseren eben so entschieden für ihren Erfolg, als sie sich laut und kräftig gegen sie erklärten, da sie, im Wahnsinne aufgeregter Leidenschaften, Wahrheit und Recht, diese segenbringenden Töchter des Himmels, zu höllischen Furien entstellte. Da war nie und nirgends die Rede von der Verschiedenheit der Nationen, des religiösen Glaubens oder der Sprache, welche die Menschen schied, sondern von dem Rechte, das jedes menschliche Gemüth, vom baltischen Meere bis an die Säulen des Herkules, in den Menschen geachtet wissen wollte. Auf gleiche Weise sprach sich die öffentliche Meinung für die verfolgten Protestanten im südlichen Frankreich, wie für die unterdrückten Katholiken in Irland aus.

Zweifeln wir nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo man es so unbegreiflich findet, wie man Menschen zum

Gegenstand von Tausch und Handel machte, bürgerliche und politische Rechte an eine Art Gottesverehrung knüpfte, und Ansprüche auf Stellen und Befreiung von staatsbürgerlichen Pflichten von der Geburt ableitete, als wir es jetzt unbegreiflich finden, daß man Hexen und Zauberer den Flammen übergab. In dieser, hoffentlich nicht mehr gar fernen Zeit, wird mancher politische Glaubensartikel, den jetzt noch Jeder im Staate beschwören muß, will er nicht von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen als ein Ketzer ausgeschieden werden, in die Reihe lächerlicher Abgeschmacktheiten treten, in der wir gegenwärtig den Glauben an den täglichen Umschwung der Erde um die Sonne sehen, zu der sich Galilài, noch gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, eidlich bekennen mußte. Viele unsrer Gesetze und Institutionen, von denen wir nun meinen, sie seyen die festesten Stützen des Rechts, der Religion und Sittlichkeit, wird man mit Recht, Religion und Sittlichkeit dann unverträglich finden.

Was unsre meisten Staatsleute nicht zu wissen scheinen, oder absichtlich nicht wissen wollen, was indessen von großer, entscheidender Bedeutung seyn mag, ist der Umstand, daß in dem Prozesse des Staatslebens das Volk ein sehr wichtiges, vielleicht das wichtigste erhaltende oder zerstörende Element geworden, nachdem man es zu brauchen, oder mit andern Elementen zu mischen weiß. Auch ich glaube nicht an die Allgewalt des Zeistgeistes und

der öffentlichen Meinung in dem Sinne, wie viele Schriftsteller davon sprechen. Der winzigste Zeisig will der Vogel Jupiters seyn, und seine Blitze tragen. Wer nur schreiben gelernt hat, dünkt sich ein zweiter Moses, und verkündet im Namen dieses Gottes, der bei dem gemeinen, eiteln und dummen Volke eine Götze geworden ist, seine Gesetze. Alle stehen, als die wahren Priester, in seinem Dienste, und haben ausschließlich die Gabe, seine Orakel zu deuten. Jeder möchte aus dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung einen freundlichen Genius oder einen zürnenden Rachegeist, einen bescherenden Christ für sich und die Seinigen, und einen züchtigenden schreckenden Pelznickel für Andre machen. Was Manche die öffentliche Meinung nennen, hat alle Reize und Tugenden der öffentlichen Mädchen. Man mag im ersten Augenblick den Vergleich für ein unanständiges Wortspiel halten; bei näherer Prüfung wird man ihn wahr und sinnreich finden. Ich darf mich über diesen Gegenstand nur wiederholen. In den Neigungen und Leidenschaften, in dem Glauben und Meinen, in dem Geschmack und den Bedürfnissen, in dem ganzen Treiben und Streben der Menschen bemerken wir, wie auf beweglicher See, eine ewige Flut und Ebbe. Was bis zum höchsten Punkte gestiegen ist, muß gerade darum fallen. Dem Aberglauben folgt Unglaube, dem stärksten Druck der Willkühr Aufstreben nach Unabhängigkeit, wenn die Springfedern anders nicht ganz

gebrochen sind, der höchsten Anspannung Abspannung. Das Alles geschieht nach Gesetzen, die sich, wie in der Mechanik, berechnen ließen, kännten wir die geistige Welt, wie die körperliche. — Das begreifen Wir Alle, daß man jetzt vergebens der frommen Christenheit einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes predigen würde, und daß kein zweiter Hildebrand die Kronen der europäischen Monarchen unter seinen Pantoffel brächte. Daß Luther mit seinen Mitteln gethan, was er sicher jetzt nicht vermöchte; daß Großes, Ungeheures oft ohne Anstrengung, das Leichteste aber nur schwer oder gar nicht geschieht, das lag und liegt im Geiste der Zeit. Er gleicht den Strömungen gewisser Meere, den Passatwinden, die aus einer gewissen Gegend kommen; folgt man ihnen, dann geht es rasch und leicht. Kein vernünftiger Schiffer wird es ohne Noth versuchen, sein Fahrzeug mit Gewalt gegen sie zu lenken.

Das Element ist da, wie wir es auch immer nennen mögen; es sey ein Gott oder ein Götze, wir müssen ihm dienen, wollen wir mit Erfolg auf unser Geschlecht wirken. Wer dieses Elements sich zu bemächtigen weiß, hat den Weg zur Herrschaft über seine Zeit gefunden. Das sehen die Kurzsichtigen nun ein, und die ärgsten Feinde des Zeitgeistes suchen ihren Frieden mit ihm so schnell als möglich zu machen.

Der 20ste März 1815, ein furchtbar lehrreicher Tag,

hat die Bourbons selbst zu den Grundsätzen der Revolution bekehrt. Denn dieser Geist der Zeit ist wesentlich demokratisch; und das ist so wahr, daß, wer die Freiheit zerstören wollte, es nur durch den Mißbrauch derselben könnte, und der Despotismus keine andre Mittel sich zu befestigen und zu erhalten findet, als ihre Waffen. Wir haben das in der ganzen Revolution und besonders an Napoleon gesehen. In Deutschland wetteiferten die kleinern Staaten, sich durch diesen Bundesgenossen zu verstärken. Alexander hat ihm selbst in der polnischen Konstitution gehuldigt. Der Großherr wird einst seinen Dienst im Serail verkünden müssen, wenn er sich in Europa behaupten will. Viele halten dieses gefällige Betragen für eine bloße Höflichkeit, für eine artige Form, mit der man den lästigen Gast zu gewinnen, oder, wie Don Jouan allenfalls, sich mit seinem Gläubiger, abzufinden suche. Wir glauben es nicht, sind übrigens auch überzeugt, daß der Versuch Andern noch weniger gelingen würde, als er Napoleon gelungen ist.

Was wir bei einer unbefangenen Prüfung des gegenwärtigen Zustandes der zivilisirten Staaten Europa's bestimmt erkennen, ist eine ziemlich allgemeine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Daß diese Unzufriedenheit, zum Theil wenigstens, sehr gegründet sey, wird zugegeben. Allenthalben aber, wo die Vernunft gegen die verlangten Verbesserungen nichts einzuwenden hat, und das

Recht sie billigt oder fordert, darf die Gewalt sie nicht versagen, will sie anders ihre Abkunft von Vernunft und Recht nicht verläugnen. Besteht sie auf dem: So will ich es, weil ich es so kann, dann betritt sie den gefährlichsten Boden für sie selbst, und erkennt einen Richter an, der sie verdammen muß, so bald sie nicht mehr die stärkere ist, und mit der Macht auch ihr Recht verliert. Dieser Trotz auf's Können ist immer höchst verderblich, weil er dem Gegner die Mittel zeigt, mit denen er nur rechten kann, und folglich eine Herausforderung enthält, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Keine verständige Regierung wird aber diese Sprache führen, sondern das Uebel zu heilen suchen, wo sie es erkennt und Mittel dagegen findet. Die Verschiedenheit der Klagen und Forderungen, die Widersprüche in den Hoffnungen und Wünschen können sie vielleicht verlegen machen; die Ungezogenheit mancher Sprecher des Tags, die sich selbst zu Vertretern des Volkes bestellen, das sie vielleicht nicht einmal kennt, mag sie erbittern, ihren Unwillen reizen; viele Beschwerden mögen übertrieben, viele Klagen ungegründet seyn, manche Lasten, die man abgestellt wissen will, als unvermeidlich sich zeigen; — das Alles kann und wird geschehen, weil es in der Natur des Menschen liegt. Darum aber darf man gegründete und grundlose Beschwerden nicht zusammenwerfen, vernünftige Vorstellungen mit gehässigen Libellen, frei-

müthige Bemerkungen mit frechen Ausfällen nicht vermischen.

Wollen wir des Volkes Willen und Wünsche kennen lernen, den treuen, wahrhaften Ausdruck der öffentlichen Meinung hören, dann geben wir dem Volke unabhängige Stellvertreter, die mit seinen Bedürfnissen, Hoffnungen, Wünschen und Kräften vertraut sind. Was aus der Versammlung der Repräsentanten der Nation, als Resultat ihrer Berathung hervorgeht, wo die Ansichten sich begegnet sind, die Ansprüche sich bekämpft, die Einsichten sich geläutert, die Begriffe sich aufgeklärt, das Einseitige und Selbstsüchtige sich wechselseitig in die rechten Schranken gewiesen, die Forderungen sich beschränkt haben, das darf man als den Ausspruch des allgemeinen Willens, der öffentlichen Meinung, wenn es anders einen solchen gibt, anerkennen. Hier ist das Heilmittel, oder nirgends. Nur durch freie Volksvertretung, Landstände oder Parlamente, kann Wahrheit, Einheit und Gerechtigkeit in das Wirken des Staates kommen; der Ruhe und Ordnung sind sie nicht gefährlich, weil ihr eignes Beste, ihr Wohlstand auf erhaltender Ordnung beruht; sie können keine Umwälzung wollen, weil sie den Grund bilden von dem Bestehenden durch unbewegliches Eigenthum. Eine solche Versammlung wird immer das Aeußerste zu vermeiden suchen, was zu erhalten ist, erhalten, und gewagten Entwürfen und voreiligen Reformen nicht leicht

entgegenkommen. Wo das Volk die Stimme seiner Stellvertreter hört, mögen freche Demagogen schreien, gemeine Skribler lästern und verleumden, Parteiredner die Gemüther zu erhitzen suchen; alle die Kunst- und Wagestücke politischer Gaukler und Quacksalber, alle die beliebten Ultra- und Bonzenstreiche bleiben ohne besondere Wirkung. Gegen den Kern der Nation, gegen diese starke Masse, in der sich die physische und moralische Kraft, das Eigenthum und die Einsicht des ganzen Volkes sammelt, vermögen die streifenden Corps von Freibeutern und die Banden von heimathlosem Gesindel nichts. Die wahre öffentliche Meinung spricht sich in der öffentlichen Versammlung der Respräsentanten am reinsten, schnellsten und kräftigsten aus; wie sie aus dem Volke geläutert hervorgeht, geht sie wieder läuternd auf das Volk zurück. In Ständen gibt man dem Lande einen erfahrnen Arzt, der sein Vertrauen hat; und neben ihm kommen nicht leicht Quacksalber und Pfuscher auf. Eine wahrhafte Volksvertretung ist unser erstes, fast einziges Bedürfniß, das einzige Mittel, das uns retten kann.

Es ist kaum nöthig, der übrigen Forderungen noch zu erwähnen, weil die Volksvertretung alle und jede, die gegründet sind, in sich schließt, und auch die einfachsten und leichtesten Mittel gibt, sie zu gewähren. Durch sie wird Ruhe und Ordnung befestigt, Vertrauen erworben und wiederhergestellt, Zufriedenheit gewonnen.

Oeffentlichkeit, Gleichheit der Besteuerung, Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle Staatsgenossen, Freiheit der Presse, des Gewissens und des Handels, liberale Gesetze und Geschwornengerichte, und wie die Güter und Vorzüge alle heißen mögen, für deren Erhaltung so viel gestritten worden ist, eine wahrhafte Volksrepräsentation wird sie geben, weiß das Volk sie zu schätzen und zu benutzen. Ich sage, eine wahrhafte Volksrepräsentation, eine solche nämlich, die aus der Liebe und dem Vertrauen des Volks hervorgegangen ist, und welcher das Volk auch darum mit Liebe und Vertrauen entgegen kommt; wäre sie das nicht, dann machte sie nur Uebel ärger, und aus dem Mittel der Erhaltung und Verbesserung könnte leicht ein Mittel der Zerstörung und Verschlimmerung werden. Meint es die Regierung aufrichtig mit dem Bürger, dann wird über diesen auch die Lüge und Verleumdung seiner unberufenen Vormünder und Vertreter nichts vermögen.

Daß es übrigens dringend sey, für die Ruhe von Europa etwas Entscheidendes zu thun, läßt sich nicht verkennen. Entfernte sich die Gefahr, wenn wir sie läugnen oder zu verbergen suchen, dann würden wir recht gern an die unbedingten Lobredner des Bestehenden uns anschließen. Zu dem gefährlichen Gährungsstoff, der in den meisten Staaten liegt, gesellen sich höchst traurige, bedenkliche Verhältnisse, durch die jüngste Vergangenheit herbeigeführt. Der ewige Länder- und Fürstentausch, der

Menschenhandel bei Abtretungen und Entschädigungen hat Völker und Fürsten sich wechselweis entfremdet; der kindliche Sinn der letzteren ist erstorben, wo väterliche Gesinnung der erstern ihn nicht genährt. Der fromme Glaube hat aufgehört, wo die Verheißungen verschwendet, und kaum sparsam gehalten wurden. Alle Bande sind erschlafft, oder gänzlich aufgelöst, die den Bürger sonst an den Bürger oder an die alten regierenden Geschlechter knüpften. Mit dem Heiligsten ward Spott getrieben, das Achtungswertheste herabgewürdigt, das Elend auf den höchsten Grad gesteigert. Der rasche Wechsel von Menschen und Verhältnissen, der schnelle Uebergang von Glück zu Unglück, von Wohlstand zu Dürftigkeit, und umgekehrt, hat den Glauben an Treue und Beständigkeit vernichtet. Die Menschen haben das Ungeheuerste gesehen, und sind fähig es zu thun. Selbst die Religion, die den Wilden zähmt, und seine rohe Freiheit unter das Joch des Gesetzes beugt, das er von Gott, aber von keinem Menschen annimmt, hat wenig Gewalt mehr über die durch Genüsse und Entbehrungen abgestumpften Gemüther.

Allerdings ist es hohe Zeit, mit Ernst an Rettung zu denken, wenn man ernstlich retten will. Aber man hüte sich zu glauben, daß die alten Mittel die alte Wirkung wieder thuen. Der Adel wird uns so wenig die frühere bürgerliche und politische Ordnung der Dinge theuer machen, als die Jesuiten uns die Frömmigkeit und

den Glauben der Väter wiederbringen. Es ist albern zu glauben, man könne den Völkern den Schnitt und die Form jedes beliebigen Zeitalters geben. Die Gegenwart ist eine Tochter der Vergangenheit; aber die Tochter kann nicht wieder ihre eigne Mutter werden. Auch der Mensch sehnt sich oft aus der Jugend in die Kindheit, aus dem Mannesalter in die Jugend zurück; aber der Jüngling wird nicht wieder Kind, der Mann nicht Jüngling. Das alte Spielzeug und die alten Kleider verschafft man sich leicht; aber nicht den Sinn, der sich an jenem ergötzt, und den Leib, für den diese passen. Für veränderte Verhältnisse, Einsichten und Bedürfnisse braucht man andere Gesetze und Institutionen. Wir müssen in unsrer Lage uns zu helfen suchen, wie es unsre Väter in der ihrigen thaten. Unsre Bahn führt vorwärts, nicht zurück. In der ganzen Natur wiederholt sich nichts zum zweitenmal, und die Zeit kann nicht umkehren, um auch nur einen Augenblick zu vernichten und umzuschaffen. Also vorwärts müssen wir.

Die Engländer, erzählt Morier, der bei der Gesandtschaft war, die dem König von Persien mehrere Geschenke zu überbringen hatte, verehrten diesem Monarchen unter Andern einen prächtigen Staatswagen. Nie war der Großvezier über die Lösung einer politischen Aufgabe in solcher Verlegenheit, als über die Erklärung des Umstandes, daß der Wagen auch rückwärts gehe. —

Unsre Beziere sind gewöhnlich in der entgegengesetzten Verlegenheit, und begreifen nicht, wie der Staatswagen, den sie führen, vorwärts gehen könne. Jede Neuerung ist ihnen gefährlich, jede Veränderung verdächtig; wer von der Nothwendigkeit oder dem Nutzen derselben spricht, steht dem Verräther nahe. Revolutionär heißt ihnen oft sogar, wer stützen will, was ungestützt zusammenfällt.

Die Geschichte der französischen Revolution, die so lehrreich für uns seyn könnte, macht gerade die Meisten irre. Die Frau von Stael, von der auch vornehme Leute ein unverdächtiges Zeugniß erwarten dürfen, sagt eine große Wahrheit, die keine Regierung, kein Staatsmann mehr ohne Gefahr verkennt. »Die französische Revolution,« sagt die berühmte Frau, »ist eine der »großen Epochen der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sie »nur für ein zufälliges Ereigniß hält, nimmt die Schau»spieler für das Stück. Man will seine Leidenschaften »befriedigen, und darum schreibt man den Menschen des »Augenblicks zu, was doch die früheren Jahrhunderte »herbeigeführt haben. Es bedarf nur eines Blicks auf »die entscheidenden Wendungen in der Geschichte, um sich »zu überzeugen, daß sie alle unvermeidlich waren, sobald »sie auf irgend eine Art mit der Entwickelung der Ideen »zusammenhingen, und daß, nach mehr oder minder lan»gem Kampfe und vielfachem Elend, der Sieg der Auf-

»klärung stets für die Größe und Veredlung des Men-
»schengeschlechts sich günstig erwiesen hat.«

Die französische Revolution war also kein zufälliges Ereigniß, das man den Menschen zuschreiben darf, die in ihr aufgetreten sind; frühere Jahrhunderte hatten sie vorbereitet, und das gesellschaftliche Leben, die bürgerlichen Verhältnisse hatten sich auf eine Weise ausgebildet, daß die Form, in der sich dies Leben, diese Verhältnisse bewegen sollten, hemmend und drückend geworden war. Da man sich nun nicht entschließen konnte, die Form dem Stoffe anzupassen, das Kleid nach dem Körper einzurichten, so mußte der Stoff nothwendig die Form zersprengen, wenn diese jenen nicht mehr fassen konnte. Das geschah in Frankreich.

Es entsteht die Frage, ob andre Staaten in Europa sich in gleicher Lage befinden, in der sich Frankreich beim Ausbruche seiner Revolution befunden hat. Wären für sie dieselben Ursachen vorhanden, so müßte man erwarten, daß sie zu denselben Wirkungen führen dürften. Das ist es eben, was wir bis jetzt behandelt haben, und wir fanden bei allen gebildeten Völkern unseres Welttheils dieselben Bedürfnisse, dasselbe Streben; Klagen und Hoffnungen, Wünsche und Beschwerden sind dieselben; ihr Zustand in Beziehung auf geistige Bildung, Gewerbfleiß und Handel, ihre politische Lage, der Kampf der Stände, die Zunft- und Korporationsgebrechen und

der aristokratische Geist überhaupt in dem Staats- Städte- und Gemeindewesen ist derselbe. Schon diese Aehnlichkeit der Vordersätze läßt uns auf die Folgerungen, die sich daraus ergeben, schließen.

Deutschland theilt diese allgemeinen Züge, die, wie man sagen könnte, die herrschende Phisionomie unsrer Zeit bilden, und von ihm gilt ins Besondere, was von den zivilisirten Staaten Europa's im Allgemeinen gilt. Deutschland steht offenbar durch Kultur, öffentlichen Geist und politische Bildung auf dem Kontinente Frankreich am nächsten. Bei den Zügen aber, die seine nahe Verwandtschaft mit andern Staaten bezeugen, hat der Deutsche noch eigne, die ihn zu dem besondern Volke machen. Schließt er sich an die übrigen in Vielem befreundet an, dann trennt er sich auch wieder in Manchem fremd von ihnen. Es entstünde also eine zweite Frage: ob die eigne Lage Deutschlands, des Deutschen eigner Karakter für oder gegen die Wahrscheinlichkeit einer Revolution in Deutschland sprechen. Daß wir uns bei dieser Auseinandersetzung auf das Wesentliche beschränken und nur erwähnen werden, was uns zum Gegenstande durchaus zu gehören scheint, wird man billigen.

Wir sahen Deutschland getheilt, zerstückelt und aufgelöst; man hoffte seine Vereinigung, die Wiederherstellung seines Namens und seiner Würde. Die lange Mißhandlung durch fremden Uebermuth hatte dem Deutschen,

wenigstens auf einige Zeit, gegeben, was er fast nie besaß, — einen Nationalsinn. Durch den gemeinschaftlichen Druck war ein gemeinschaftlicher Widerstand erzeugt. Vereinigt wurden wir stark und geehrt, wie wir getheilt schwach und verachtet gewesen waren. Deutschland, Jahrhunderte hindurch zerrissen und kraftlos, war der Schauplatz eigner und fremder Kriege, das Spielwerk auswärtiger Mächte, herabgewürdigt bei großer Kraft, die sich selbst zerstörte, verachtet bei ausgezeichneten Vorzügen und Tugenden, die uns der ersten Nation der Welt wenigstens gleich stellten, wenn wir nur eine Nation wären. Die größte Noth gab dem zerrissenen Reiche auf Augenblicke Einheit, und durch die Einheit Sieg. Wir haben unsre tiefste Erniedrigung gesehen, und vielleicht auch unsern höchsten Ruhm. Sollten wir gleichgültig bleiben bei dieser Erinnerung? Sollte die deutsche Brust nicht schlagen bei dem Vergleich, sich nicht mit Begeisterung erheben für unsre Ehre und Selbstständigkeit? Wäre uns dies Gefühl fremd, hätten wir dann das Vaterland gerettet von der Schmach und der Last des fremden Drucks?

Es ist nicht zu verkennen, daß die Sehnsucht nach Einheit, die den Deutschen dem Fremden mit Bedeutung gegenüberstellen soll, tief und allgemein in den Gemüthern herrscht. Der Bundestag ist aber nicht geeignet, sie zu stillen. Das Los von Deutschland haben tausend

Rücksichten bestimmt, die in ihrem Widerspruche sich selbst bekämpfen und zerstören. Ich habe noch keinen vorurtheilfreien, sachkundigen Mann gefunden, der dem deutschen Bunde, dieser seelenlosen Mumie, auch unter günstigen Verhältnissen, bei Ruhe und Frieden im Innern wie nach Außen, einen Schein des Lebens auf mehr als zehn Jahre gegeben hätte. Es ist gut auf diesen Sterbfall gefaßt zu seyn. Mächtige Vettern, nahe und fern, warten auf die Erbschaft. Besser aber ist es, man weiß dem Ereignisse zu begegnen.

Der heilige Bund ist allerdings eine erhabene Idee und spricht unsre gemüthliche Zeit noch verwandter an, als Heinrich des Vierten europäische Republik, sein ungleich praktischeres Huhn im Topfe, oder St. Pierres und Kants ewiger Friede. Unter Heiligen würde ein solcher Bund ewig seyn, weil sie ihn in ihrer Heiligkeit auch entbehren könnten. Unter Menschen, mit Leidenschaften, Neigungen, Irrthümern und Schwachheiten, wird er dem Schicksal alles Menschlichen nicht entgehen. Fällt ein Glied aus der Kette, dann kann der ganze Bund sich lösen. Endlich haben nur die Fürsten ihn geschlossen ohne Theilnahme der Völker und ohne die Garantie des Schicksals, das sich gar oft im Spiel mit menschlicher Weisheit gefällt. Wäre übrigens der Bund von Zwei geschlossen worden, dann hätte er Einfluß haben können; aber den Bündnissen geht's wie den Erbschaften,

die auch um so kleiner werden, je größer die Zahl der Theilnehmer ist.

Nichts verbürgt die Dauer des gegenwärtigen Zustandes von Deutschland; Alles zeugt vielmehr für seine Schwäche. Den Deutschen schmerzt seine politische Nichtigkeit, seine bedeutungslose Haltung nach Außen und seine Zerstückelung im Innern, und in beider Hinsicht muß schnell Entscheidendes geschehen, soll der stille Mißmuth nicht in lauten Unwillen ausbrechen. Auf irgend eine Weise muß die deutsche Nation eine feste Selbstständigkeit, in der Reihe der ersten Nationen den Rang, der ihr zusteht, erhalten, ohne daß sie darum die Vorzüge und Vortheile aufgibt, die sie ihrer eignen Lage und ihren besondern Verhältnissen verdankt.

Wahr ist, daß über dem Nationalen das Menschliche steht, wie der Mensch dann in dem Bürger erst vollendet werden soll, und dieser nur das Schütz- und Bildungsmittel von jenem ist. Auch kann das Nationale, Bürgerliche und Vaterländische nur Entwickelung und Steigerung des Menschlichen seyn; dieses die Blüthe, von welcher jenes die Frucht. Ohne Familie, Haus und Boden; ohne Vater, Mutter oder Kind kein Vaterland. Ohne Liebe des Nächsten und Bekannten noch weniger Liebe des Fernen und Fremden. Tüchtige Menschen geben tüchtige Bürger. So ruhet auch auf dem Gemeindewesen das Staatswesen, die Staatsverfassung auf der

Gemeindeverfassung, wenn der Staat fest stehen soll wie die Pyramide auf ihrer breiten Grundfläche, nicht auf der schmalen Spitze. Auf diese kann sie allerdings künstlich gestellt werden, auf jener aber steht sie natürlich selbst. Der Instinkt des Volks führte auch hier sichrer, als die Weisheit seiner Gelehrten. Diese wollten das Deutschthum auf Fremdenhaß und auf die Geschichte der Vorzeit gründen; der Bürger aber griff nach dem Nächsten und Einfachsten, und wollte Stockschläge aus verwandter Hand nicht zärtlicher finden, als Ruthenstreiche aus der fremden, und dem wackern Ahnherrn zu Liebe, der es vertheidigt hatte, nicht darben und leiden, um den müssigen Enkel in behaglichem Ueberfluß zu füttern.

Diesemnach begrenzt das Vaterland nicht Stein, oder Pfahl noch Graben, die sich versetzen und verrücken lassen, sondern das Herz des Unterthan, das kein Friedensschluß vergeben, und kein Vertrag erwerben oder vertauschen kann. Daher die Vaterlandsliebe der Fremden, welche gar leicht bald hier bald dort einheimisch wird, auch zur Poesie der Zeit gehört und an den Prüfungen der Wirklichkeit prosaisch untergeht.

Eben so folgt aus dem Gesagten, daß der Staat mit dem, was den Menschen zunächst berührt, sehr schonend umgehen muß, die Eigenheiten, das Individuelle, Gemeinheitliche, Provinzielle, nicht zerstören darf, um das Nationale zu begründen, sondern dieses gerade nur

darauf bauen kann. Wir machen Staaten, Völker und Verfassungen wie Fabrikwaare leicht und billig; sie haben aber auch wie Fabrikwaare Werth und Dauer. Nichts hat so nachdrücklich für eine europäische Revolution gearbeitet, die man doch zu fürchten schien, als die Verträge, Friedensschlüsse, Austauschungen, Abtretungen und überhaupt die meisten diplomatischen Akten der letzten vierzig Jahre.

Daß die Verfassung des deutschen Bundes, wie sie besteht, nicht fortbestehen könne, ist in ganz Deutschland ein Gedanke, ein Gefühl; und ein Wunsch ist es auch, daß sie nicht fortbestehen möge. Man sehe doch, welchen Antheil der Deutsche an den Angelegenheiten nimmt, die als allgemein-vaterländische verhandelt werden; wie sich die öffentliche Meinung bis in die Hütte des Taglöhners, der nur Namen als Gegenstand des Volkswitzes kennt, darüber ausspricht! Wenn unsere Tagblätter sich beeifern, uns mit dem bekannt zu machen, was in den französischen Kammern und im englischen Parlamente besprochen und beschlossen wird, und der deutsche Leser mit Theilnahme liest, was Franzosen und Engländer für Frankreich und England rathen und wirken; wenn unsre Neugierde nach den Bewegungen der Ständeversammlung eines deutschen Pygmäenstaates späht, dann findet man in deutschen Blättern selten die Verhandlungen des deutschen Bundestags, und wo sie sich finden, werden sie,

ohne Haß und ohne Liebe, mit gleichgültiger Kälte von den Deutschen überschlagen. Wird Jemand zu behaupten wagen, das Gesagte sey Spott, oder nur übertrieben? Jeder fühlt, das vielköpfige, unbehülfliche Geschöpf, an dem jeder Kopf seinen eignen Willen bei höchst verschiedener Kraft und verschiedenem Interesse hat, könne in Eintracht nie gedeihen. Schon der Umstand, daß bei Abstimmungen über wichtige Gegenstände, besonders solche, welche die Organisation des Bundes betreffen, Einstimmigkeit nöthig ist, um es zu einem gültigen Beschluß zu bringen, erinnert an Polen, seinen Reichstag und sein Schicksal.

»Man sieht im deutschen Bunde,« heißt es in einer guten Schrift*), deren Verfasser sich nicht genannt, »die widersprechendsten Interessen einander gegenüber gestellt; man bemerket, daß er aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt ist, aber nirgends entdeckt man ein Mittel, wodurch die verschiedenen Bundesstaaten zu einem Zwecke vereinigt werden; nirgends eine zusammenhaltende Kraft und nirgends eine Macht, die vermögend wäre, Zwistigkeiten zu verhindern, oder sie mit Nachdruck auszugleichen; man wird deshalb, wenn wichtige Sachen zum Vortrage kommen, die Zeit mit Deklarationen und Protestationen hinbringen, und Deutschland

*) Die Stimme des Zeitgeistes an das deutsche Volk; eine Schrift, die viel Vortreffliches enthält.

hat die Hoffnung, in seinem Bundestage eine zweite Auflage des Regensburger Reichstages zu erleben.

»Nicht weniger, wie die Ungleichartigkeit der Elemente, woraus der Bund zusammengesetzt ist, ist ihm die Unzulänglichkeit der Mittel zu seiner Vertheidigung ein Hinderniß seines langen Bestehens, und nie wird er unter den Umständen, in denen er sich gegenwärtig befindet, aus eigener Kraft, dem Andrange eines mächtigen Feindes einen hinreichenden Widerstand leisten können. Weder durch Gebirge noch durch Festungen sind die Bundesgrenzen gedeckt; überall offen, stellen sie dem eindringenden Feinde kein Hinderniß entgegen, und während der Nachbarstaat, der Deutschland am furchtbarsten (?) ist, sich mit einer dreifachen Reihe von Festungen umgürtet hat, fehlt den Bundesländern jedes Schutzmittel. Zwar will man im Westen noch einige Festungen anlegen, aber wer begreift nicht, daß wir, der Kosten wegen, es unmöglich Frankreich darin gleich thun können! Ist die deutsche Bundesgrenze aber im Westen zu schwach befestigt, so ist sie im Norden, Osten und Süden ganz offen. Zwar wird man die ansehnlichen preußischen und östreichischen Festungen als zur Vertheidigung der Bundesgrenze hinreichend anführen; aber sollen diese beiden Mächte, denen diese Festungen gehören, ihre Kräfte zur Vertheidigung der Bundesländer verwenden, so ist auch zu erwarten, daß sie aus der ihnen aufgedrungenen Pflicht, die

Bundesstaaten zu beschützen, Rechte herleiten werden, die mit der Suveränität der mindermächtigen Bundesglieder unverträglich sind. Was die Truppenzahl betrifft, die im Fall eines Angriffs von den Bundesgliedern gestellt werden soll, so ist diese, zufolge der neuesten Vorschläge, die wahrscheinlich eine Genehmigung erhalten werden, hinreichend, auch der mächtigsten europäischen Macht Widerstand zu leisten, allein nicht der Befehl eines Einzelnen beruft sie zusammen und nicht der Wille eines kriegskundigen Fürsten ernennet den Heerführer; beides geschieht nach dem Beschlusse der Bundesversammlung, wobei selbst in dem beinahe undenkbaren Fall, daß individuelle und Staatsverhältnisse keine Intriken und Zwistigkeiten veranlassen, durch Bevollmächtigung der Bundesgesandten und deren Berichte nothwendig so viel Zeit verloren gehn muß, daß ein energischer Feind halb Deutschland erobert haben kann, ehe der Bundestag über das Wo, Wie und Wann? der Vertheidigungsmittel zu einem Beschlusse gekommen ist. Zieht man in Erwägung, daß Deutschlands etwaige Feinde die Einheit und Beschleunigung der Masregeln und deren Geheimhaltung — die bei dem Bundestage nie Statt finden kann — voraushaben, so leuchtet es ein, wie wenig Wahrscheinlichkeit zu einer erfolgvollen Vertheidigung der Bundeslande bei zu befürchtenden Angriffen vorhanden ist. Die Besetzung der Bundesfestungen mit Truppen verschiedener Staaten, der

Mangel an Aussicht auf Belohnung der Heerführer des Bundesheeres, die Eifersucht der verschiedenen Landsmannschaften und die Unmöglichkeit eines angemessenen Verpflegungssystems, sind alles Hindernisse, die sich einer kraftvollen Abwehrung des Feindes entgegenstellen und an deren Beseitigung bei der gegenwärtigen Verfassung des Bundes nicht zu denken ist.«

Diese Ueberzeugung dringt sich Jedem auf, der die Bildung des deutschen Bundes auch nur oberflächlich zu übersehen vermag, und ist darum auch so allgemein. Manche Mittel wurden von Sachverständigen und Unverständigen vorgeschlagen, diesem tiefgefühlten Uebel, das höchst verderbliche Folgen haben muß, zu begegnen. Der Vorschlag, der Bundesversammlung durch Abgeordnete der deutschen Nation Leben und Kraft zu geben, scheint uns zweckmäßig. In diesem Falle bildeten die Gesandten der Fürsten bei derselben eine Art von Oberhaus, die Abgeordneten der deutschen Völker aber, deren Wahl man den vereinigten Landesdeputirten übertragen könnte, das Haus der Gemeinen. So viel ist gewiß, daß die Bundesversammlung, besteht sie blos aus Bevollmächtigten der Fürsten, nie das Vertrauen und die Theilnahme des deutschen Volkes gewinnen wird, und zählte sie unter ihren Gliedern die trefflichsten Männer, und vermöchte sie mit Nachdruck aufzutreten, wie sie es in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vermag. Was bis jetzt durch sie

geschehen ist, wissen wir; was geschehen wird durch sie in der Zukunft, läßt sich, ohne die Gabe der Prophezeihung, voraussehen und voraussagen. Den Baum erkennen wir an seiner Frucht; aber die Frucht, die wir erwarten dürfen, erkennen wir auch am Baume. Ohne eine Vertretung des Volks bei dem Bundestag läßt sich besonders für das Gedeihen des innern Lebens nichts hoffen, nichts also für alles, was dem Bürger nahe liegt, ihn berührt in seinen täglichen Verhältnissen; was die Stärke, die Einheit und den Wohlstand einer Nation begründet; nichts für das innige Gefühl eines gemeinschaftlichen Vaterlands, einer gemeinschaftlichen Abkunft und einer gemeinschaftlichen Bestimmung; nichts für den innern Handel, für bürgerliche, peinliche und Polizeigesetzgebung, Gerichtsverfassung, Münzwesen, Unterricht, und tausend Gegenstände, von denen die Kraft, die Selbstständigkeit und der Reichthum der Staaten abhängt. Die bunte Jacke, die man uns tragen läßt, diese Musterkarte von Institutionen, Münzen, Masen und Gewichten, von Konstitutionen und Verfügungen den Verkehr betreffend, die uns in Lappenländer zersplittern und entfremdend scheiden, macht die Scham und den Verdruß des Deutschen, und erfüllt seine Seele mit Erbitterung oder Muthlosigkeit bei dem Anblick großer, geachteter Nationen.

Allen diesen Nachtheilen läßt sich ohne Zweifel begegnen, und die Wünsche des Deutschen können befriedigt

werden, ohne Erschütterungen, ohne Gefahr für seine innere und äußere Ruhe, wenn die Regierungen es wollen. Was in dieser Hinsicht zu erwarten ist, wird die Zeit lehren; mir scheinen viele Verhältnisse der Erfüllung solcher Hoffnung nicht günstig. Die kleineren Staaten gefallen sich in gefahrvoller Unabhängigkeit, die ihnen keine Selbstständigkeit, aber oft die Wahl zweideutiger Entschließung läßt, und das Ausland mag begreiflich unsre Kraft lieber getheilt als vereinigt sehen. Bei unsern meisten Regierungen darf man, ohne sie zu beleidigen, ein autokratisches Streben voraussetzen, das die Fremden auch begünstigen, weil ihnen die Einmischung in deutsche Angelegenheiten dadurch leichter wird.

In diesem Sinne ward bisher gehandelt; es hat sich, unsers Wissens, nichts zugetragen, was zur Entfernung von diesem Wege bestimmen könnte. Die ganze Lage der Dinge läßt im Gegentheil erwarten, daß man auch künftig ihn verfolgen werde. Wie sollte in die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung Einheit kommen, da Neigung und Interesse die verschiedenen Staaten theilen? Werden die Staaten zusammentreten, um sich selbst zu beschränken, und ihren Willen einem allgemeinen Gesetze unterwerfen? Wird je Einstimmigkeit, die verfassungsmäßig zu einem Beschlusse gehört, von den Bundesgliedern zu erwarten seyn? Es ist natürlich, daß die kleinern Staaten die Schritte der größern mit Mißtrauen

bewachen, die größeren es aber unter ihrer Würde finden, sich von den Beschlüssen der kleineren abhängig zu machen. Wo die Kraft nicht bei dem Willen ist, wird dieser unnütz, oder bringt Gefahr.

Man hat oft geäußert, wenn Oestreich und Preußen nicht im Bunde wären, würde dieser an Einheit und Selbstständigkeit gewinnen. Das ist aber doch eine Frage, die ich so unbedingt nicht bejahen möchte. Auch bei der Entfernung von Oestreich und Preußen wäre die Macht der Bundesglieder noch sehr ungleich, und so würden es auch die Ansprüche seyn, die mit der Macht gern gleichen Schritt halten. Die Elemente der Theilung blieben, ohne daß überwiegende Kräfte sie zusammenhielten, wodurch die Lage des Bundes noch bedenklicher werden könnte. Der Zank unter manchen kleinen Staaten wäre vielleicht gerade darum häufiger, weil sie das Ansehen der größern nicht mehr zu scheuen brauchten. Träten Oestreich und Preußen aus, würden dann Baiern, Hannover, Würtemberg oder Sachsen nicht an ihre Stelle nachrücken, und gegen die Mindermächtigen die Rollen der Ueberlegenen spielen wollen? Oestreich und Preußen aber, glaubt man, müßten zugleich im Bunde seyn, weil die Eifersucht der einen Macht die andre in Schranken hält. In Erfindung negativer Mittel besitzen wir eine gewisse Stärke; nur mit den positiven will es uns nicht recht gelingen. Man gewinnt bei einer nähern Ansicht von Deutschlands

Lage eigentlich nur die sich immer mehr befestigende Ueberzeugung von der Gefahr derselben. Oestreich hat ungleich mehr Länder außer dem Bunde, als in demselben, und wird dem übrigen Deutschland auch mit jedem Tage fremder; es steht gegen dasselbe, sich mehr verwahrend als anneigend, dem ganzen Wesen und Treiben, wie es sich im ehemaligen Reiche gestaltet hat, nichts weniger als befreundet. Die östreichische Monarchie scheint sich gegen Deutschland immer mehr abzuschließen, und den Geist, der hier lebendiger und lauter wird, aus allen Kräften von sich entfernt zu halten. Wir tadeln das keineswegs, und geben nur die Lage der Dinge, wie wir sie sehen.

Preußen ist auch keine rein deutsche Macht, aber mit seinem ganzen Leben, wenn man so sagen darf, in das Leben Deutschlands eingewachsen, durch geographische Lage, Geist des Volks, Kultur und Sitten. Wie jede Bewegung von Preußen auf das übrige Deutschland wirkt, so wirkt sie von diesem auch wieder auf Preußen zurück. Wie empfindlich traf nicht sein Mauthgesetz die meisten Bundesstaaten! Ein lauter Schrei verkündete den allgemein und tiefgefühlten Schmerz. Das zeigt, wie eng Preußen mit dem übrigen Deutschland organisch verbunden ist. Mit gestrecktem Körper dehnt es sich von einer äußersten Grenze Deutschlands bis zur andern aus; seine Sicherheit ist ein Theil der unsrigen, sein Wohlstand ein Theil des unsrigen, jede Gefahr ist auch Gefahr für uns;

und durch die vielseitige, nahe Berührung theilt sich wechselseitig fast jeder Schmerz und jedes Leiden sympathetisch mit. Preußen kann sich dem Einwirken des übrigen Deutschlands so wenig verschließen, als dieses dem Einwirken von Seite Preußens, und der Gang der Ereignisse greift beschleunigend oder hemmend aus einem Nachbarstaate in den andern über. Preußen kann den Bewegungen der Zeit nicht fremd bleiben, weil es durch die Nachbarschaft von Frankreich dem Mittelpunkte, von dem sie in Europa noch lange ausgehen werden, nahe liegt; es muß dem Zuge der Ereignisse von dieser Seite nachgeben, oder ihm widerstreben; ein untheilnehmendes Abschließen würde schwer, wo nicht unmöglich seyn. Preußen und Deutschland stehen in verwandter Wechselwirkung; ihr Schicksal ist an dasselbe Rad der umkreisenden Zeit geflochten, das in seinem Rollen die Bande nur immer mehr zusammenziehen und verschlingen kann.

Diese Wahrheit müssen wir beider Seits erkennen, und die Resultate, die sich daraus ergeben, mit Ernst erwägen, wenn wir unser Bestes wahren und fördern wollen. Aus dieser Stellung muß unsre Rettung oder unser Verderben hervorgehen; das hängt von unsrer Einsicht, von unserm Willen und Benehmen ab. Uns kann in den großen Verhältnissen der tief aufgeregten Zeit kaum ein andres, als gemeinschaftliches Los werden. Es ist zwischen Preußen und dem größten Theil von Deutschland,

durch die Lage dieser Staaten, ein Band geknüpft, das nur die Möglichkeit einer glücklichen oder unglücklichen Ehe übrig läßt. An eine Scheidung ist ohne große Gefahr nicht zu denken.

In diesem Geiste scheinen die Angelegenheiten Deutschlands weder geordnet zu seyn, noch geleitet zu werden; vielmehr sind allenthalben die Einwirkungen des Mißtrauens sichtbar, das theilt, zersplittert und schwächt, statt zu einigen und zu stärken. Fast sollte man hier die Stimmung von Pfeffels Neider wieder finden, der gern ein Auge opfert, wenn er mit dem andern den Beneideten nur erblinden sehen kann. So finden wir an den Thoren von Frankreich Pygmäenstaaten mit mißvergnügten Bewohnern, als hätte man gefürchtet, die Franzosen möchten die Rheingrenze vergessen, wenn die Klagen unsrer Schwäche und Unzufriedenheit sie nicht unmittelbar ansprächen. Preußen, das allein von dieser Seite noch Widerstand leisten könnte, ist hier schlecht begrenzt und gedeckt, weil ihm Mainz und Luxenburg fehlen.

Es mußte auf den Deutschen schon einen unangenehmen Eindruck machen, daß Rußland, England und Frankreich bei der Bestimmung seines Loses auf dem Wiener Kongreß das entscheidende Wort führten. Darum wurde auch an uns selbst weniger gedacht, als an die, welch aus unsrer Lage einst Vortheil ziehen können. So kam der burgundische Kreis an die Niederlande, und England

befestigte durch diesen Staat den englischen Einfluß, der in Deutschland durch Hannover, Dänemark, Braunschweig und Oldenburg nur schon zu gut begründet war; in diesem Sinne wurden die freien Städte für den englischen Handel erhalten. In gleichem Geiste ist unsre ganze Gestaltung und Verfassung. In diesem Geiste sind wir erzeugt und geboren, in demselben Geiste ist unsre Pflege und Erziehung. Allenthalben reizt, trennt und schwächt man, wo es so nöthig wäre, zu besänftigen, zu einigen und zu stärken.

Ist Preußen für Deutschland so bedeutend, wie wir oben sagten; steht unsre Erhaltung oder unser Untergang wenigstens zum Theil mit seinem künftigen Schicksal in Verbindung; können beide in freundschaftlicher Verbindung nur ihren Vortheil, in feindseliger Trennung nichts als Gefahr und Nachtheil finden; dann ließe sich auch vielleicht erklären, warum gerade gegen Preußen von mancher Seite mit Mund und Feder so rüstig gefochten wird. Aus vielen Theilen Deutschlands sieht man den Meinungskrieg gegen diese Macht mit solcher Erbitterung führen, daß er gerade darum Verdacht erregen könnte. Gälte der Kampf der Illiberalität und Willkühr oder sonst verhaßten Anmaßungen, dann ließe sich der Feind wohl gefährlicher und stärker in andern Staaten finden, die sich wenigstens einer friedlichen Gleichgültigkeit zu erfreuen haben. Ein bedeutendes Zeichen ist auch, daß die Gegner

Preußens bei den Fremden völligen Beifall und Hülfe finden. Die Franzosen befolgen auch in unsern Tagen noch, selbst in ihren Zeitschriften, die herrliche Regel des Theilens gegen uns. Mit Großmuth und Menschlichkeit nehmen sie sich hier der Schwachen und Bedrückten an, und wir erkennen es dankbar, wie freundlich sie gegen uns gesinnt. Durch Aeußerungen von Liberalität und Freiheitssinn erhalten sie sich bei uns in gutem Andenken. Bei dem Territorialstreit zwischen Baiern und Baden traten auch gleich französische Publizisten als Sachwalter und Zeugen auf. Die Absicht mag redlich gewesen seyn; aber unwillkührlich ward man doch erinnert, wie theuer Deutschland die Freundschaft, welche Frankreich einigen seiner Staaten geschenkt, bezahlen mußte. In Deutschland konnte man sich der fremden Großmuth und des fremden Schutzes vielleicht zu erfreuen haben; Deutschland aber konnte und kann das nicht. Wir selbst müssen die Krankheit kennen, an der wir leiden, und die Mittel sie zu heilen. Erwarten wir Rettung von Fremden, dann verdienen wir keine, und sind auch gewiß verloren. Vergessen wir Deutschland über deutschen Staaten, dann wird jenes untergehen, und möglich ist's, sogar wahrscheinlich, das ihm diese folgen. Das Ausland findet einen zu großen Vortheil in unsrer Schwäche, als daß wir in seinen Rath und Beistand nicht Mißtrauen setzen sollten, wo es unsre Nationalwürde und unsre National-

stärke gilt. Wir dürfen, aus Klugheit, wenigstens vorsichtig mit denen umgehen, die es uns als Freunde empfiehlt, und die nicht gerade feindlich behandeln, denen es sich ungnädig zeigt. Ich kann nicht in dem Verdachte stehen, den Franzosen übel zu wollen, weil sie Franzosen sind, oder ihren Werth zu niedrig anzuschlagen. Es ist zu wünschen, daß der Geist der konstitutionellen Freiheit sich immer mehr bei ihnen ausbilde und befestige, und er kann auf uns selbst keinen andern als vortheilhaften Einfluß haben. Indessen sind wir Deutsche, sie — Franzosen. Sollten unsre Nachbarn je wieder an die Herde der gutmüthigen Deutschen wollen, wäre es dann so unnatürlich, wenn sie dem Schäfer die Hunde verdächtig zu machen suchten? Was also die Feindschaft gegen Preußen von dieser Seite betrifft, so wäre sie mehr ehrenvoll, als der Ehre nachtheilig und könnte sogar als eine recht glaubwürdige Empfehlung gelten.

Indessen läßt sich auch nicht läugnen, daß Preußen manchmal seine Stellung gegen das übrige Deutschland zu verkennen schien, vielleicht auch wirklich verkannte. Eine deutsche Macht muß es seyn vor allen andern, die Institutionen fördernd, welche der Deutsche als eine Bürgschaft seiner Rechte ansieht; den gerechten Wünschen und Hoffnungen der Deutschen muß es, in so weit es an ihm ist, freundlich entgegenkommen, den deutschen Geist, das Nationalgefühl muß es aufrichten und stärken; alles was

Deutschland in sich zufrieden und einig, und im Auslande geachtet macht, müßte es nach Kräften begünstigen, die Gemüther und die öffentliche Meinung zu gewinnen suchen. Deutschland soll fühlen, was es im glücklichen Einverständnisse mit Preußen werden kann; aber Preußen darf das übrige Deutschland nicht fühlen lassen, was es bei feindseligen Gesinnungen von seiner Seite werden müßte. Achtung und Vertrauen allein knüpfen die Bande, welche Menschen vereinigen, die Achtung und Vertrauen verdienen.

Da sind wir leider! noch lange nicht, und bei der Betrachtung der politischen Lage Deutschlands fühlt man sich nichts weniger als erfreut und durch frohen Muth gestärkt; vielmehr stößt man fast bei jedem Schritte auf Gründe vielfacher Besorgniß. Die Möglichkeit des Besserwerdens läßt sich nicht bestreiten, selbst die Hoffnung nicht, wenn man bei der Persönlichkeit mancher Fürsten und bei dem Karakter der Nation verweilt; aber alle Verhältnisse sind so unsicher und verschlungen, in unsern Anordnungen und Masregeln ist so wenig Einheit, in den Elementen des öffentlichen Lebens ein so chaotisches Durcheinandergähren, daß man kaum begreift, wie sie zu einem freundlichen Ganzen sich friedlich werden ordnen können. Ein Bund ohne Verbindung; ein Gemisch von größern und kleinern Staaten mit und ohne Verfassung, mehr oder weniger liberal, nach dem Geiste derer, die sie

gegeben, im Allgemeinen doch so wenig, als man nur geben durfte, ohne sich mit dem weiten und geschmeidigen 13ten Artikel förmlich zu entzweien; Adelsprivilegien und Volksrechte in schwerem Kampfe; Streben nach Begünstigungen auf der einen, und nach Gleichheit auf der andern Seite; doppeltes Regiment von Suveränen und Standesherren — das sind die Grundzüge in dem Gemälde Deutschlands. Was endlich daraus werden möge, wer wagt das zu sagen? Nicht über den Zweck, den wir zu erreichen suchen sollen, werden wir einig, noch weniger über die Mittel, ihn zu erreichen. Zur Gestaltung Deutschlands sind die widersprechendsten Entwürfe vorgelegt und angepriesen worden; Manche wollen daraus eine große Republik machen, Einige eine gewaltige Monarchie mit Ober- und Unterhaus, Wenige auch mit einer Nationalversammlung. Viele wieder wünschen, alle deutsche Staaten zu einer kräftigen Konföderation vereinigt; Andre wollen noch Anderes. Der Gegenstand ist so wichtig, daß wir uns wenigstens bestreben müssen, die Ansichten und Urtheile darüber nach Vermögen aufzuklären, wenn es uns auch nicht gelingt, sie zu vereinigen, womit wir uns auch auf keine Weise schmeicheln.

Die Bestimmung des Staates kennen wir alle; sie ist für alle Staaten dieselbe, und doch wird es keinem Verständigen einfallen, zur Rettung Englands das Meisterwerk der Lykurgischen Verfassung vorzuschlagen, ein Volk von Grön-

ländern wie das altrömische zu behandeln, oder Frankreich jetzt wieder die früheste Einrichtung von Gallien zu geben. Das Schwerste ist, unter allen Umständen aufzufinden, was der Zeit gemäß ist. Alles, was gedeihen soll, hat seine Zeit der Aussaat und der Reife; diese kennen, ist ein Beweis von hoher Klugheit. Eine ganze Ernte mühselig auf Felsen ausgestreut, gibt keine Frucht, da ein Korn, das dem Schnabel eines Vogels im rechten Moment entfällt, den Ueberfluß eines weitschichtigen Eilands begründen kann.

Jeder Künstler ist in der Anwendung seiner Kunst durch den gegebenen Stoff gebunden. Weiß er erst bestimmt, was er machen will, dann ist die nächste Frage, ob er auch die nöthigen Geräthe dazu habe. Canova, wollte er aus einem Eichenklotz eine Venus von Medicis gestalten, würde sich lächerlich machen. Von noch größrer Thorheit zeigte der Versuch, das vierzehnte Jahrhundert auf das achtzehnte zu impfen, Sparta zu Paris wieder ins Leben zu rufen, oder die atheniensische Kunst und Herrlichkeit an die Küsten des Congo zu verpflanzen. Wenige wollen begreifen, daß es schwerer sey, die Verfassung und Gesetzgebung eines Volks seinem Karakter, seinen Bedürfnissen, seinen natürlichen und erworbenen Eigenheiten gemäß zu bilden, als einen Apollo von Belvedere zu meisseln, oder eine Henriade zu schreiben. Darum haben sich wohl auch in keiner Kunst so viele Stümper versucht als

in der Gesetzgebung und Staatsklugheit; und es ist ein glücklicher Beweis von der unverwüstlichen Natur des Menschen, daß er unter den zahllosen Experimenten seiner Glücklichmacher und Verbesserer jeder Art, seiner Verwalter und Erzieher von Sanchuniathon und Moses bis auf Herrn von Bonald und Benzenberg, von Sokrates bis auf den neuesten Pestalozzianer, so menschlich geblieben ist. Es zeigt von unsrer gewaltigen Reproduktionskraft, daß wir unter dem anatomischen Messer unsrer politischen Aerzte und Quacksalber noch so viele Kraft, Gesundheit und unverstümmelte Gliedmaßen behalten haben.

Muß bei der politischen Gestaltung einer Nation auf ihren Stammkarakter, auf die Geschichte ihrer Entwicklung, auf den vorgefundenen Stand ihrer Bildung Rücksicht genommen werden, dann tritt bei der deutschen keine Erscheinung bestimmter und fortdauernder hervor als ihre Spaltung in verschiedene Stämme und Staaten. Von Cäsar bis auf uns war Deutschland getheilt, und es zählte in seiner frühesten Geschichte so viele abgesonderte Horden, die zu Völkern heranwuchsen, daß es auch den fleißigsten Geographen unmöglich geblieben ist, allen ihre Wohnorte anzuweisen. Selbst Karl dem Großen wollte es mit den Anstrengungen eines langen Heldenlebens und dem Blute zahlloser Opfer, die er seiner despotischen Einheit in Kirche und Staat geschlachtet hat, nicht gelin-

gen, dieselbe zu begründen. Wo wir Deutschland am engsten verbunden sahen, stunden die Franken, Sachsen und Baiern geschieden von einander, wenn sie nicht gegeneinander waren. So haben wir die Nation mit ihren verschiedenen Völkern und Fürsten, bald freundlich und freiwillig verbunden, bald feindlich sich bekämpfend, als deutsches Reich gefunden, das sich zum Theil in den rheinischen Bund aufgelöst. Auch dieser ward wieder aufgehoben, und an seine Stelle ist ein Staatenbund getreten, aus dem Viele einen Bundesstaat machen wollen; denn bei uns wird man so schwer über Worte, als über Sachen einig.

Wie dem aber auch sey, so ist wenigstens als Thatsache und als Staatsrecht anerkannt, daß die deutsche Nation sich in verschiedene Völker und Staaten theilt. Was die beinahe zweitausendjährige Vergangenheit überliefert hat, ein getheiltes Deutschland, ward also von der Gegenwart angenommen und anerkannt.

Es ist ein großes Unglück, daß die Staatskunst unsrer Zeit das Leben und Wesen der Völker nur in dem Umfang und Ertrage ihres Bodens finden wollte. Mit einer breiten Furche durch das Land glaubte man die Gemüther seiner Bewohner zu einigen und zu trennen. Eine lange Gewohnheit, die beim Menschen zur Natur wird, die Anhänglichkeit an ein herrschendes Geschlecht, die sich seit langen Jahren von Eltern auf Kinder fortgeerbt, Dank-

barkeit und Liebe, die sie in der Zeit wie zu einer Familie verschwistert hatte, nichts von dem was die Menschen mit heiligen und darum ewig festen Banden einigt und zusammenhält, nicht Neigung, gleiche Sitten, Verwandtschaft, Aehnlichkeit des Karakters, und die süße Gewohnheit eines langen Zusammenlebens wurden bei den neuern Theilungen, Ausgleichungen, Zessionen, Entschädigungen, und wie die vielen Arten von Menschenumsatz alle heißen mögen, geachtet und geschont. Liegt gefährlicher Gährungsstoff in dem Schose der Nationen, dann, wir wiederholen es, ward er dadurch besonders in sie geworfen. Wenn früher oder später die Bande zerreißen sollten, die Europa in seiner gegenwärtigen Lage festzuhalten bestimmt sind, dann ist es nur auf diesem Wege möglich geworden.

Es ist seit langer Zeit viel Gerede von der Wahrscheinlichkeit einer Revolution in Deutschland. Dort wird sie gefürchtet, hier gehofft, wie es nach menschlicher Art zu geschehen pflegt. Der will vom Sturme nichts wissen, weil er ihm die faulen Ziegel vom Dache wirft; Jenem kömmt er ganz gelegen, weil er ihm dürres Holz zur Heizung seines Ofens von den Bäumen schüttelt. Der arme Mensch glaubt, für ihn sey der Mond nur als Laterne am Himmel aufgehängt, und die Sterne stünden so hoch, daß er sich nicht mit dem Kopfe an ihnen stoße. Revolutionen macht man Andern so wenig zum Verdruß

oder Gefallen, als jener Astronom eine Sonnenfinsterniß aus alter Bekanntschaft. Achtet in dem Menschen, was achtungswerth in ihm ist; gewinnt seine Liebe durch Mittel, die allein sie erwerben, durch Wohlthun, freundliches Benehmen und milde Schonung; befestigt die Bande, welche Völker als solche zusammenhalten, und sie an ihre angestammte Fürsten, und diese an ihre Unterthanen knüpfen; und es ist an keine Revolution zu denken. Von vielen Seiten wird jetzt auch mit Revolutionen gedroht, weil die Furcht vor ihnen Jedem schützen soll, was er nicht verlieren möchte. Findet das Gesuch um eine Kuriatstimme nicht gleich Eingang; ist ein Minister in Verlegenheit, über seinen Haushalt Rechnung abzulegen; fragt der Bauer, mit welchem Rechte der Schulz ihn zum zweitenmal auf die Frohne bieten lasse, da dessen Gevatter noch für das erstemal im Rückstand sey; ist davon die Rede, daß im Staate steuern müsse, wer in ihm besitzt, daß Talente und Tugenden Ansprüche auf Aemter und Ehren geben, gleich ist eine Revolution im Anzuge, um alle bestehende Ordnung, wie sie ihre Unordnung nennen, umzukehren. Dieser Kampf einer kleinlichen Eitelkeit oder Habsucht, das leere Gezänk um die Ehre der rechten Hand, alle diese politischen Klatschereien in Zirkeln und öffentlichen Blättern machen keine Revolution, sondern was des Volkes innres Leben bewegt, der Hohn versagter Gerechtigkeit, der Uebermuth roher

Gewalt, der Hunger und das Elend von Millionen neben dem schwelgenden Ueberflusse von Wenigen, die künstliche oder gewaltthätige Auflösung der Bande, welche Fürsten und Völker zusammenhalten, nicht aber durch Kabinetsschreiben und Dekrete, sondern durch Liebe, Achtung und Dankbarkeit. Wahr ist auch, daß ein Volk historisch lebt, und nicht blos physisch, und mit einer Generation weder geboren werden, noch sterben kann, und daß es ein organisches Ganzes bildet und nicht ein todtes Kunstwerk ist, dem man ein Glied ansetzt oder abnimmt, ohne den Körper zu verletzen. Darum mußte der Zeitungsjubel bei dem Wechsel der Landesherren den rechtlichen Mann tief verwunden, weil er, ist er wahr, in den meisten Fällen ein erbärmliches Volk voraussetzt, das Heiligste und Ehrwürdigste aber zum Spotte macht, oder doch zu sehr unzeitiger und verderblicher Schmeichelei, ist er eine Lüge. Diese leichtsinnigen politischen Scheidungen und Ehen sind ein so starker Beweis von dem herrschenden Verderben, als die bürgerlichen, welche in die Kirchenbücher oder Zivilregister eingetragen werden. So hatte Napoleon Reiche geschaffen, Völker geschmolzen, diesen Regenten, und den Regenten Unterthanen gegeben, und an die Stelle der ewigen Ordnung der Natur seinen Vortheil, seine Laune, seinen Haß und seine Gunst gesetzt; aber das ganze Werk fiel auch mit seinem Meister.

Was der Deutsche indessen durch Zerstückelung an oft zweideutigem Nationalruhm verloren haben kann, hat er an reinem Menschensinn und Menschenwerth, den kein ungerechtes Nationalvorurtheil irre leitet und verkennt, und an jenem Glück gewonnen, das gewöhnlich nur das Los des Mittelstandes und kleinerer Staaten ist. Der Deutsche war als solcher, immer weniger Staats- als Weltbürger; aber so wußte er auch das Nützliche und Gute zu schätzen und zu lieben, wo er es immer fand. Da das weitschichtige Gebiet, auf dem die deutsche Zunge herrscht, in mannigfaltige Staaten zersplittert ist, so hat keine Hauptstadt dem Deutschen ihren einseitigen Geschmack und ihre Vorurtheile aufgedrungen. Mit menschlicher Theilnahme schließt er sich an alles menschlich Große und Gute an. Er legt keine Residenz, als den höchsten Masstab, an jeden andern Theil der Erde, und darum kann es auch für ihn noch einen höhern Himmel geben, als den von London, Paris, Madrid und Lissabon, und er ergreift in jedem Lande, in jeder Sprache, das Wahre, Gute und Schöne. Wie der Mensch aber gewöhnlich nicht achtet, was er besitzt, und den Blick voll Sehnsucht nach dem richtet, was er zu entbehren und bei Andern zu finden glaubt, so mußten auch uns Fremde auf unsre eignen Vorzüge aufmerksam machen, und uns den falschen Glanz von Gütern zeigen, um die wir Andre beneiden zu dürfen glaubten. So hat die geistreiche Frau von Stael

in ihrem trefflichen Werke über Deutschland die Stufe, auf welcher der Deutsche steht, unter den Fremden zuerst nach Verdienst gewürdigt; und sicher besäßen wir nicht, was sie besonders an uns rühmt, hätten wir einen Fürsten, einen Hof, und eine Hauptstadt.

Rüstiges Leben, rege Kraft und Stärke ist nur in Staaten von mäßiger Ausdehnung. Eine schwere Krankheit der Völker ist der allzugroße Umfang ihrer Länder, und das größte Uebel, an dem sie leiden, gerade ihre Größe. Der lebendige Einzelne verliert sich in der todten Masse. Reines, frisches Wasser hält sich in regen Bächen und Strömen; in Meere gesammelt würde es, ohne eine besondere Vorsicht der Natur, in Fäulniß übergehen. Nie haben große Staaten auf die Dauer so große und mannigfaltige Kräfte entwickelt, als kleine. Welches Reich des mächtigsten Monarchen darf sich mit dem getheilten Griechenland vergleichen? Der persische Koloß unterlag der Kraft des kleinen Mazedoniens. Die Römer, im Besitze von wenigen Quadratmeilen Landes, erhoben sich zu Herren der Welt, und im Besitze der Welt, fielen sie unter der Unbeholfenheit ihrer eignen trägen Last zusammen. Welche Rolle spielten die Schweizerkantone und die Niederlande gegen Oestreichs und Spaniens ungeheure Macht? Wo sah man je in einer gewaltigen Monarchie die Kraft und Lebendigkeit der italienischen Staaten und deutschen Städte im Mittelalter? Wir selbst

gaben in unsrer Theilung oft genug Beweise von unserm Werth und unsrer Stärke.

Das Vermögen ist bei uns, wie Bildung, Kunst und Wissenschaft gleichmäßiger vertheilt als in irgend einem Staate, weil kein herrschender Hof die Schätze, die ausgezeichneten Talente, und die Kinder des Wohllebens und Ueberflusses um sich sammelt, und das übrige Land veröden läßt. Darum ist auch in Deutschland in dieser Hinsicht mehr geschehen als in irgend einem Theile von Europa; und wir dürfen nur daran erinnern, was zu verschiedenen Zeiten Dresden, Mannheim, Weimar, Mainz, Leipzig, Hamburg und Frankfurt gewesen sind, ohne der größern Städte größerer Staaten zu erwähnen. Daher die höhere Bildung unsers Volks, das sonst allenthalben auf einer tiefern Stufe steht; daher der schöne Mittelstand, den man nirgends mehr so zahlreich fand; daher der Karakter von Unabhängigkeit, der sich öfter von Wahrheit und Recht bestimmen läßt als von Ansehen und Einfluß, und welcher selbst unsrer Literatur, dem Geiste des Forschens und der Untersuchung eine eigne nationale Richtung gegeben hat.

Die verschiedenen Staaten belebte immer ein Wettkampf im Bessern. Fürsten und Völker sahen auf das Nachbarland, und wollten es wenigstens nicht schlechter machen und haben, als dieses. Der Vergleich mit Andern war Aufmunterung oder Rüge, Belohnung oder Strafe,

je nachdem man im Guten vorgeschritten oder zurückgeblieben war. Am wenigsten hatte man hier Sklaverei und Druck zu fürchten; die Gewaltthätigkeit des Hofes, der Einfluß der Ränke und des Fanatisms fanden ihre Grenzen an denen des kleinen Staates. Das Verdienst, welches man hier verkannte, konnte weiter gehen, und seine Anerkennung in der Nähe suchen. Für den Verfolgten gab es Sicherheit und Ruhe an der Mark des Landes, die ohne Anstrengung und Kosten zu erreichen war.

Alle diese und andere Vortheile, die wir hier kaum andeuten, viel weniger entwickeln können, sind zu wichtig, als daß man ihnen ohne Schmerz entsagen würde. Aber warum auch ihnen entsagen, und sie nicht vielmehr befestigen und erweitern? Diese Möglichkeit ist durch alle Verhältnisse, durch unser historisches Leben, den gegenwärtigen Zustand der Dinge, den wohl verstandenen Vortheil der Völker und der Fürsten, der einzelnen Staaten und des gesammten deutschen Vaterlands gegeben.

Unverkennbar ist das vielfache Gute, welches wir der Theilung Deutschlands in mehrere Staaten verdanken, und das, wie wir glauben, selbst den Ruhm aufwiegt, Europa im Siegesrausch von der Meerenge von Gibraltar bis nach Moskau, und von dem Kanal bis an die Mündungen von Cattaro bachantisch zu durchziehen. Zu keiner Zeit mögen uns diese Vortheile mit lebendigerer Ueberzeugung ansprechen als in der gegenwärtigen, wo

der Kampf zwischen Finsterniß und Licht, zwischen willkührlicher Herrschaft und konstitutioneller Verfassung, zwischen Vorrechten und Rechten entscheidend ist. Alle Zeichen der Zeit deuten auf einen mächtigen Impuls zu rückgängiger Bewegung, und die Gefahr für liberale Ideen und Institutionen ist bei weitem noch nicht vorüber, wie Manche sich schmeicheln. Selbst was in England und Frankreich geschieht, erregt Besorgniß. Die nahe Zukunft mag lehren, ob diese unfreundliche Ahnung durch voreilige Furcht erzeugt ward. So lange der Kampf zwischen dem Alten und Neuen mit erklärter Feindschaft geführt ward, durfte man den nahen Ausgang für entschieden halten. Seitdem aber die Illiberalität sich der Waffen der Lieberalität zu bedienen weiß, und ihre Gegnerin mehr zu verführen als zu bekämpfen sucht, hat sich die Lage der Dinge verändert; es ist der gefährlichste Krieg im tiefsten Frieden, die Sicherheit des gewissen Sieges im Augenblicke der unerwarteten Entscheidung. Bei diesen Verhältnissen ruhen die Hofnungen der Gegenwart und Zukunft mit auf Deutschland. Deutschland wird das Schönste und Heiligste, was die Zeit aus den blutigen Kämpfen gerettet hat, bewahren, und an ihm sehen wir das Schiff, welches dieses Heilige trägt, von tausend Stürmen auf dem Ozean herumgeschleudert, als an einem festen Anker ruhen. Daß Deutschland dies kann und thut, ist ebenfalls, wenigstens zum Theil, die Folge seines getheilten Zustandes. Ge-

horchten wir Alle einem Herrn, was hinderte ihn, den Stock als allgemeines Erregungs- und Ermunterungsmittel einzuführen, die Widerspenstigen nach einem Hohenaschberg zu schicken, und die Preßfreiheit durch einen Kabinetsbefehl aufzuheben? — —

Indessen hat das helle Gemälde von Deutschlands glücklicher Lage auch seine starke Schattenseite. Wenn eine Nation, als solche, nicht viel gilt, dann hört auch der Einzelne in ihr, selbst bei entschiedenem Werthe, endlich auf, viel zu gelten. Fremde Achtung ist bei den meisten Menschen die Stütze, an welcher sich die Selbstachtung aufrichtet und festhält. Weil die Ausländer oft des Deutschen Werth verkennen, wird dieser nicht selten selbst versucht, ihn zu bezweifeln. Vertrauen auf sich ist nicht immer ein Beweis von Kraft, ruft sie aber gewöhnlich erst ins thätige Leben; und Selbstvertrauen fehlt dem Deutschen.

Er lernte seine Stärke seltner gegen Fremde, als im brudermördischen Kampfe kennen. Und doch war dieser Haß der feindlichen Brüder, der seit Jahrtausenden die Familie theilt, ihr nicht so verderblich, als die fremden Sitten, Sprachen, Manieren und Moden.

Der Deutsche war alles, am wenigsten er selbst — ein Deutscher. Alles kannte er, am wenigsten sich, seinen Werth, seinen Vortheil und seine Lage. Kein großes Nationalwerk ward bei uns vollendet, weil unter den meh-

reren hundert Herren keine Verbindung, keine Einheit in Zweck und Mitteln zu erwarten war. Verwandte Staaten lagen in kleiner Entfernung fremdartig neben einander, und auf einer Reise von einer Woche hatte man in vielen Fächern die ganze Stufenreihe vom Schlechtesten bis zum Besten durchgemacht, und Polizeien, Straßen, Münzen, Gewohnheiten, Gesetzgebungen in barocken Aphorismen kennen gelernt. Hier stießen trefflich unterhaltene Wege an ein unwirthbares Land, und was man heute geächtet flüchten sah, fand man morgen, wollte man ihm folgen, mit Freude aufgenommen. Ströme und Flüsse waren keine Verbindungsmittel, um den Verkehr der Menschen und Waaren zu erleichtern, sondern fiskalische Erwerbzweige; und mit wie vielen Polypenarmen das deutsche Reich bis an ein Wasser reichte, mit so vielen Rüsseln legte es sich auch saugend an den Handel, der es befahren wollte. Daher die unendlich vielen Zölle, die jede Verbindung erschwerten. An große Kunststraßen und bedeutende Unternehmungen war nicht zu denken, weil die kleine Wirthschaft der vielen Herren ihre Kosten nicht bestreiten konnte. Auch wäre es schwer gewesen, ihre Richtung und Bestimmung auszumitteln, da Jeder sich für den Mittelpunkt des Ganzen hielt, und man statt eines großen Kreises Hunderte von Kreischen mit eben so vielen Mittelpunkten fand. Konnte der Bürger, verkannt und unschuldig verfolgt in einem Lande, in kurzer Zeit

in das nahe Gebiet eines Nachbarstaates flüchten, wo ihm Schutz und Sicherheit ward, dann stund dem Raub- und Diebsgesindel dieselbe Gemächlichkeit zu Gebote. Oft suchte man die Räuber nur heimlich los zu werden, um sich die Kosten des Prozesses und der Bestrafung zu ersparen. Solche Leute mußte man gütlich fortzuschaffen suchen, weil das Ländchen weder bewaffnete Macht noch Zuchthäuser, vielleicht nicht einmal einen Galgen hatte, die übrigens in Deutschland nicht selten waren.

Am schlimmsten stund es um die Vertheidigung des Landes. Man war dazu nicht besonders eingerichtet, opferte auch, wo es Noth that, den Nachbar seinem eigenen Vortheil auf, und suchte sich mit einem mächtigen Feinde lieber abzufinden, als sich mit ihm zu schlagen. Doch das alles sind allbekannte Dinge. »Die aus zweihundert fünf und siebenzig Gebieten zusammengestoßenen Roth- und Prunksoldaten,« sagt der gelehrte Verfasser der politischen Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, »bei welchen nicht blos jede Compagnie, sondern oft jede Compagnie-Abtheilung ihre eigne Uniform, ihre besondere Bewaffnung, ihren eignen Besoldungsfuß, ihre abgesonderte Administration, Feldbäckerei, Spital u.s.w. hatte, ein unbeholfenes, unzusammenhängendes, buntschäckiges Gemisch ohne Geschütz, ohne Uebung, ohne talentvolle Anführung, ohne Gemeingeist, ohne allen militärischen

Sinn, konnten einer geübten, organisirten, von talentvollen Befehlshabern angeführten Armee unmöglich die Spitze bieten. Bedenkt man nun noch, wie ein solches Heer bewaffnet war; daß bei Roßbach von hundert Flinten kaum zwanzig Feuer gaben; daß man das Geschütz von den Reichsstadten borgen mußte, die es am Ende müde wurden, solches herzugeben; daß Handwerker, die an der Reichsfestung Philippsburg gearbeitet hatten, die Bezahlung ihrer Rechnungen beim Reichstag persönlich erbetteln mußten, und daß die drei Reichskollegien, um künftig gegen solche Sollizitanten sicher zu seyn, beschlossen, alle Ausbesserungen zu Philippsburg, die einen Kostenaufwand erforderten, sollten jederzeit bis auf erhaltene Reichsbewilligung unterbleiben«, dann wird uns auch selbst das, was wir gesehen haben, nicht mehr befremden. Bei einem solchen Zustand der Dinge kann nichts auffallen, als wie es möglich war, daß er so lange bestund. Aber ist derselbe nothwendig mit der Natur eines Staatenbundes verknüpft? Müssen alle Konföderationen an diesen Gebrechen leiden?

Keineswegs. Dieser Behauptung widerspricht Erfahrung und Vernunft. Die Geschichte zeigt uns Staatenverbindungen, die auch bei mangelhafter Organisation Großes vollbrachten. Sie sind freilich untergegangen, wie alles Menschliche, auch die Reiche des Cyrus und der Pharaone, die Gesetzgebungen von Lykurg und Moses.

Daß aber Föderativ-Verfassungen nur mit Mühe bestehen, und leichter erschüttert werden als die rein-monarchischen, liegt gewiß, wenigstens zum Theil, in ihrer Bildung. Auf den Organismus derselben kommt Vieles, vielleicht das Meiste an. In seiner Schöpfung müßte sich demnach die deutsche Kraft und Weisheit vor allem erproben, wenn das große Werk gelingen soll.

Die Bestimmung der äußeren Verhältnisse Deutschlands, Bündnisse, Krieg und Frieden, und die Anordnugen, welche sich auf den gesammten Staat beziehen, als solche, die den Handel betreffen und seine Mittel und Wege, wie Flüsse, Landstraßen, Münzen, u. s. w., müssen auch von dem Gesammtstaate ausgehen. Deutschland muß in seiner Verfassung die Vortheile der Einheit mit denen der Theilung zu verbinden wissen. Das ist die große Aufgabe, die geschickt gelöst allein unser Glück, unsre Freiheit und Stärke, unsre Nationalunabhängigkeit und unsern Nationalruhm retten und sichern kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich: 1) daß die deutsche Nation, in so viele Völker und Staaten sie auch zerfallen möge, eines Centralpunktes bedarf, von dem die Leitung ihrer Thätigkeit nach Außen und im Innern in Beziehung aufs Ganze bestimmt wird. Das innere Leben bewege sich in fröhlicher Freiheit, nur durch die Gesetze der Allgemeinheit, des Staatenbundes und ins Besondere durch die eines jeden Staates beschränkt und gebunden, und

die mannigfachste Individualität sey geschützt und geachtet. Jedes Volk lebe sein eignes Volksleben, und suche das Trefflichste nach seiner Art und Einsicht zu erreichen. In allen Verhältnissen aber, die sich auf das gesammte Vaterland beziehen, in denen Deutschland als ein Staat dem Auslande gegenübersteht, oder für sein inneres Gedeihen wirken muß, herrsche die strengste Einheit. Jeder einzelne Staat ruhe 2) als ein kräftiger Baum auf den tiefen und festen Wurzeln einer Volksvertretung. Nur eine Verfassung, die diesen Grundsatz anerkennt und in sich aufgenommen hat, ist gerecht, in unsern Tagen stark und den wenigsten Erschütterungen ausgesetzt. Daß allen Staatsbürgern gleiche Rechte, Vortheile und Lasten zuerkannt werden, bedarf wohl keiner Empfehlung mehr. Nicht leicht dürfte sich jetzt noch ein Staat erhalten, der von dieser Vorschrift abweichen und drükende Privilegien einzelner Stände dulden wollte. Eben so überflüssig scheint mir die Bemerkung, daß der Deutsche in ganz Deutschland seine Heimath finden müsse. Jene Masregeln also, welche tausend Morgen Land und hundert Häuser wie einen großen Staat behandeln, und sperren und aufthun wie eine Mausfalle; die das Korn auf einem Speicher zählen, damit es nicht auf den des Nachbarn defraudirt werde; die den Wanderer an dem Zollstocke eines jeden Dorfes anhalten und untersuchen, ob er nicht landesflüchtig zu werden gedenke, als gehe er

nach der Krimm, nach Polen oder der neuen Welt, wenn er nur aus dem Kässelschen nach dem Hannöverschen will, fallen weg. Freizügigkeit für Menschen und Waaren muß durch ganz Deutschland Statt finden.

Eine Nation ist eine solche besonders durch ihre Sprache, Sitten und Gebräuche, und überhaupt durch alles, was ihren eigenthümlichen Karakter ausmacht. Darum wird sie es auch mehr durch Erziehung — im weitesten Sinne des Wortes — nämlich durch Unterricht, Lehre, das Beispiel der Väter, Religion, Feste, Spiele und Gesetze, als durch die Grenzen, die um ihr Land gezogen, sie zu einem Volke verbinden und trennen sollen.

Eine engherzige Weisheit wollte den frostigen Kosmopolitism an die Stelle der begeisterten Vaterlandsliebe setzen. Man heuchelte, Allen geben zu wollen, um Keinem geben zu müssen. Wer aber aller Welt Freund seyn will, ist keines Menschen Freund. So lang unser Geschlecht in verschiedene Staaten getheilt ist, wird auch jeder einen Nationalgeist, seine Sitten und Gesetze, seine eigne Verfassung haben. Weiß eine Nation diese nicht zu bewahren gegen fremden Einfluß, dann mache sie keinen Anspruch mehr auf Selbstständigkeit; sie wird dienstbar, weil sie nicht unabhängig seyn kann. Auf dieser Grundlage seiner Nationalität nur kann ein Volk, wie ein stämmiger Baum auf seinen tiefen Wurzeln befestigt, in Sturm und Wetter ruhen. Ohne sie ist es eine Schmarotzer-

pflanze, die sich nur, durch eine fremde Kraft gehalten, aufrichtet, oder verachtet auf schmutzigem Boden kriecht. Für den Bürger gibt es ohne Vaterlandsliebe nicht leicht eine Tugend.

Die Staatsverfassung ist ohne Zweifel die vorzüglichste, welche die Freiheit der Einzelnen mit dem Nachdruck des Ganzen am sichersten vereinigt; wo unsre Individualität und Persönlichkeit am meisten geachtet, und der Zweck des Staats doch am gewissesten erreicht, der Mensch also dem Bürger nicht aufgeopfert, sondern der eine durch den andern vollendet wird. Für große Staaten ist demnach eine Föderativ-Verfassung die zweckmäßigste, weil sie beide Vortheile, die Freiheit der Republiken und die Energie der Monarchien, mit einander verbindet. Deutschland hatte eine ähnliche Konstitution, die aber weder gehörig ausgebildet, noch zweckmäßig geleitet war. Gegenwärtig wird viel gegen Föderativstaaten gesprochen, weil man fürchtet, unser Vaterland reife in einem Staatenbunde nicht zu jener raschen und entschlossenen Kraftäußerung, die zu seiner Selbsterhaltung in der Nähe von mächtigen Völkern so nöthig ist. Seit Jahrhunderten war Deutschland, in großen entscheidenden Momenten, der Willkühr des Auslandes hingegeben; und man glaubt, dieses traurige Schicksal sey eine Wirkung der Föderativ-Verfassung, da es doch die seiner fehlerhaften Bundeskonstitution war.

Auf diesem Wege scheint mir Deutschland den Gefahren tiefer Erschütterungen am gewissesten zu entgehen, und seine große Bestimmung mit den wenigsten Opfern zu erreichen. Das Bestehende würde erhalten, in wie weit es nicht nothwendig untergehen muß, um zu retten, was gerettet werden kann und gerettet werden soll; jede Verbesserung, die der Staat im Ganzen und in seinen Theilen nöthig hat, um geachtet und glücklich zu seyn, wäre gegeben, oder doch möglich und selbst leicht durch eine Repräsentation des Volks in einzelnen Staaten und der ganzen Nation im Staatenbunde. Ich habe freilich die organische Bildung mehr angedeutet als ausgeführt, und nur im Allgemeinen die Grundideen angegeben, von denen man bei einer zweckmäßigen Reform ausgehen könnte; eine nähere Auseinandersetzung der Mittel möchte hier keineswegs an ihrer Stelle seyn. Will man das Ziel, dann finden sich auch die Wege, die zu ihm führen. Mögen die einzelnen Staaten ihre landständischen Versammlungen in zwei Kammern theilen, oder auch Einer Kammer den Vorzug geben — das kann hier unerörtert bleiben; aber durchaus nothwendig scheint mir eine Kammer der Volksrepräsentanten bei dem Bundestage, wo die allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten verhandelt werden, und die Abgeordneten der Fürsten aller deutschen Länder die erste Kammer bilden mögen. Will man Deutschland als solches, und in der Vielheit

seiner Regenten und Völker erhalten, dann kann es, wenn mich nicht Alles trügt, nur auf die angführte Weise erhalten werden. Dieser Plan, dessen allgemeine Ideen ich angegeben habe, mag allein die Völker und Fürsten zugleich befriedigen. Ein Anderes wäre es, wenn man die Absicht hätte, die Vielherrschaft in Deutschland bei günstiger Gelegenheit aufzuheben, und diese Gelegenheit durch eine Katastrophe herbeizuführen. In diesem Falle wären wir vielleicht auf dem rechten Wege, auf dem nämlich zu einer Katastrophe. Welches aber die endlichen Resultate derselben seyn mögen, wer wagt das vorauszusagen? Ob dem revolutionirten Deutschland das Los von Frankreich, oder das von — Polen fallen werde?! Das wäre die große Frage.

Verschiedene Parteien zerreissen jetzt das schöne Vaterland, und wenn der Krieg, den sie bisher geführt, auch unblutig gewesen ist, so war das doch wenigstens nicht ihr Verdienst. Ich gebe sogar zu, daß der Unverstand der Meisten uns größere Gefahr droht, als ihr böser Wille; aber läugnen läßt sich doch nicht, daß sie leicht entzündbaren Stoff einer bedenklichen Gährung zusammenhäufen. Man darf nicht vergessen, daß die furchtbarsten Erschütterungen oft durch ganz unbedeutende Ursachen bereitet werden, die wir gern, aber mit Unrecht Zufälle nennen; denn was nach der Natur der Dinge geschehen muß, geschieht durch keinen Zufall, wenn sich auch die Zeit, in

der es geschieht, nicht vorher bestimmen läßt. Man täuscht sich gar leicht in den Vorzeichen einer heftigen Volksbewegung. Die Masse liegt in träger Ruhe, unbewegt, aber leicht beweglich; der Funke schläft, den eine leise Berührung wecken kann — das vom Blute der Lukretia gefärbte Messer, der Mord der Virginia, der Anblick eines mißhandelten Schuldners, Cäsars Leiche, die Predigt eines Mönchs, die gewaltthätige Ausleerung einiger Theeschiffe, der künstliche Brodmangel weniger Tage, die Rückkehr eines auf der Flucht ergriffenen Königs.... Ein leichter Stoß rückt einen Stein aus dem morschen Gebäude, und ihm fällt das Ganze in Trümmer nach. Der Sprung einer Gemse, das Aufsteigen eines Adlers löset von der Spitze der Alpen ein Stückchen Eisrinde los, das herabrollend zur donnernden Lawine sich vergrößert und im Falle das fröhliche Leben eines Thals begräbt. Ueber den Stein, den Funken und das Eisstückchen könnte der Mensch zur rechten Zeit wohl Herr werden, aber nicht mehr über das zusammenstürzende Gebäude, den Brand einer auffliegenden Mine, und die fallende Lawine. Darum sollen wir auch das Treiben der Parteien in Deutschland, so lächerlich es oft scheinen mag, nicht zu gering achten.

Beinahe in ganz Deutschland finden wir dieselbe Stimmung, und sie hat sich auch beinahe in ganz Deutschland als dieselbe ausgesprochen, wo sie sich durch ähnliche

Verhältnisse angesprochen fand. Gleiche Ursachen müssen gleiche Wirkungen erzeugen, und ähnliche Menschen werden unter ähnlichen Verhältnissen auf ähnliche Weise handeln. Was wir in Frankreich gesehen, zeigt sich auch in Deutschland, in England, in den meisten Staaten der alten, und selbst in der neuen Welt, nur verschieden nach Verschiedenheit von Zeit und Ort und den übrigen Verhältnissen. In Würtemberg hat sich derselbe Geist geregt, da es die Stände mit dem König zu einer Verfassung bringen sollten, wie in Hannover, am Rhein, an der Donau und an der Saale; er hat sich durch Wort und That geäußert, in Adressen, Vorstellungen, Denk- und Bittschriften jeder Art, hier die Wiederherstellung alter, ehrwürdiger Gebräuche verlangt mit alten verhaßten Privilegien, Befreiung von Steuern und Militärpflichtigkeit, ausschließliche Ansprüche auf gewisse Stellen und selbst das Recht der Volksvertretung. Darum wurde der Fürst Hardenberg, in den Rheinlanden angegangen; dafür erhob sich der ritterschaftliche Adel der Lande Jülich, Kleve, Berg und Mark; darum ward die Adelskette geschmiedet; das fodern dringende Vorstellungen am deutschen Bundestag; darum fand die baierische Konstitution Widerspruch, und darum werden ihn in Deutschland alle Konstitutionen finden, die nicht diesem Geiste huldigen.

So sehen wir, seit unsrer Befreiung, Deutschland in einen Kampfsplatz aller politischen Systeme und Parteien

umgeschaffen, die sich anfeinden, lästern und verleumden, im Namen des Vaterlandes das Vaterland zerreissen, zum Besten des Volks das Volk aufreizen, bevormunden, belasten und unterdrücken möchten, die Bande lösen, welche die Menschen sonst frundlich zusammenhielten, und einen Zustand von Gesetzlosigkeit und Verwirrung herbeizuführen suchen, in dem alle aufgeregte Leidenschaften die Möglichkeit ihrer Befriedigung sehen.

Manche glaubten, die französische Revolution habe diesen Zustand der Dinge herbeigeführt, und nahmen so, wie das der Kurzsichtigkeit, dem befangenen Verstande und Gemüth gewöhnlich begegnet, die Wirkung für die Ursache. Um den Schatten los zu werden, riethen Viele, das Licht zu entfernen, da doch dieses nicht, sondern der dunkele Körper, der ihm im Wege steht, den Schatten wirft. Wenn man die Krankheit so erkennt, dann weiß man auch, was man sich von den Mitteln, die sie heilen sollen, zu versprechen hat! Offenbar ist die französische Revolution keine in ihren Ursachen und Wirkungen in sich abgeschlossene Lokalerscheinung. Spätere und gleichzeitige Ereignisse beweisen, daß der Saame, aus dem die Franzosen auch Giftpflanzen zogen, in dem Boden von halb Europa schläft, und zum Aufgehen und Gedeihen nur derselben Einwirkungen bedarf. Daß er dort solche Früchte trug, haben gerade die verschuldet, die am lautesten darüber klagen. Allenthalben spricht sich die Nothwendigkeit

zeitgemäßer Reformen aus, in allen Zweigen der Gesetzgebung, in der Regierungskunst und Staatsverwaltung, im Kirchenwesen, in Erziehung und Unterricht. Jahrhunderte haben andre Begriffe, andre Bedürfnisse und Wünsche herbeigeführt. Der Mensch ist aufgewachsen zu einem reifern Alter, wie es die ewigen Gesetze der Natur gebieten. Ist es Verderben oder Unglück, wenn der Knabe zum Jüngling reift, und eine neue Welt sich ihm aufschließt, welche nicht mehr die des Kindes ist? Man lerne den Jüngling als solchen nur behandeln, und Erzieher und Zögling werden sich bei dem neuen Zustande nicht schlechter befinden. Begreifen wir das nicht, oder wollen aus Gemächlichkeit, Eigennutz oder Vorurtheil nicht darnach handeln, dann können wir das Uebel nur vergrößern, das sich mit Verstand und Gerechtigkeit zum wahrhaften Guten machen läßt.

Frankreich wollte keine Revolution, sondern Abschaffung der drückenden Mißbräuche, eine zeitgemäße Verfassung, und Institutionen mit Kraft und Leben für ein kräftiges, lebendiges Volk; es wollte keinen Königsmord, keine Schreckensregierung, keinen Robespierre und Marat, keine blutigen Septembertage, keine Revolutionsausschüsse und permanente Guillotinen; es wäre zurückgeschaudert vor seinem eignen Bilde, hätte es ihm ein Spiegel gezeigt. Fragt die Geschichte, was den unglücklichen Staat von den Ständen des Reichs zur National-

versammlung trieb, und ihn endlich dem Konvente, diesen aber einem Haufen kühner Fanatiker überlieferte! Fragt sie, was gewaltsam alle Bande löste, was die sonst freundlichen Elemente feindlich schied, daß sie gesetzlos sich bekämpften, und wie in dem gesetzlosen Kampfe der Mensch nicht mehr Herr blieb der Ereignisse, die wie empörte Wogen über ihm zusammenschlugen, und ihn unwiderstehlich mit sich fortzogen in dem wilden Strom! Die Geschichte sagt uns, wie und warum das geschah, und unter solchen Umständen geschehen mußte. Da dasselbe nun nicht wieder geschehen soll, nicht wieder geschehen wird, suchen wir nicht selbst durch gleiche Ursachen einen gleichen Erfolg herbeizuführen, so können wir nun ruhig besprechen, was wir nicht mehr zu fürchten haben. Wer die Schuld der Revolution trägt, ist kein Geheimniß. Möge die Lehre, die uns fremdes Unglück gibt, uns vor eignem bewahren!

Der neue Geist erträgt die alte Form nicht mehr. Soll der Saame aufgehen, dann muß die Hülse springen. Der Staat muß, wie die Familie, die Haushaltung nach dem Vermögen, der Einsicht, den Fähigkeiten und Bedürfnissen seiner Glieder ordnen und führen; und Deutschland kann so wenig mit den Gesetzen und Einrichtungen des 15ten Jahrhunderts bestehen, als das Haus seiner Bürger mit der Wirthschaft jener Zeit. Weiß die Gesetzgebung, als eine kluge Schaffnerin, die Haushaltung nach den Kräften und Bedürfnissen der Hausgenossen ein-

zurichten, und die Verwaltung sie zu führen, dann wird unter ihnen Zufriedenheit und Wohlstand herrschen.

Das ist bei uns nicht ganz der Fall. Ein unruhiges Mißbehagen zeigt sich fast allenthalben, und Wenige finden das Bestehende so recht nach ihrer Weise, daß sie es nicht verändert wünschten, wie es auch immer werden möge. Ist dies kein Zeichen, daß es nicht fortbestehen kann, dann verstehen wir uns nicht darauf.

Auch waren wir darüber in den Jahren 1813, 1814 und 1815 Alle so ziemlich einig. Verheißungen wurden gegeben und angenommen, Forderungen bewilligt, und Hoffnungen genährt. Die Noth meldete sich als ein harter Gläubiger, mit dem man sich abfand, so gut es gehen wollte. Die Gegenwart war nicht in der Lage viel zu leisten, man stellte also die Anweisung auf die nahe Zukunft aus. Der Termin ward fällig, die Zahlung aber nicht oder karg geleistet. Zu dem drückenden Gefühle des Bedürfnisses kam noch die schmerzliche Kränkung, sich getäuscht zu sehen. Die, denen am Hausfrieden wenig gelegen war, sagten: »Das ist böser Wille. So lange man »von Euch haben wollte, versprach man Euch zu geben. »Ihr habt, wie der gutmüthige Storch dem Leidenden »das Bein aus der Kehle gezogen; jetzt sollt Ihr euch »noch bedanken, daß Ihr Euern Kopf davon gebracht. »Nehmt, wenn Ihr haben wollt; freiwillig gibt man »nichts.«

Lösen wir den Stoff, der in unserm gesellschaftlichen Leben gährt, in seine Bestandtheile auf, dann unterscheiden wir vier feindliche Elemente: 1) die Konstitutionellen, Liberalen, welche gesetzmäßige Freiheit, zeitgemäße Institutionen, wie sie die Bildung der Nation und ihre Bedürfnisse fodern, kurz die eine konstitutionelle Monarchie, eine Nationalrepräsentation mit erblicher Fürstengewalt wollen; 2) die reinen Monarchisten mit der absoluten Herrschergewalt auf der einen, und dem passiven Gehorsam auf der andern Seite; 3) den Ultra-Adel, die weißen Jakobiner, die Verfechter der Feudalität, und 4) die Demagogen, rothen Jakobiner und reinen Volksthümler.

Die absolute Monarchie kann Freunde in denen haben, die zur höchsten Gewalt berufen sind, sie wirklich üben oder zu theilen hoffen. Diese finden dann auch feile Vertheidiger, die ihrer Sache, um den Lohn, eine käufliche Feder leihen; aber zahlreich sind die Bekenner dieses Glaubens nicht. Selbst die meisten Monarchen unsers Welttheils haben ihn feierlich verdammt, wohl erkennend, daß er sich mit den Rechten und der Würde des Menschen eben so wenig, als mit der des Fürsten und dem Wohl des Volks verträgt. Die Lehre des passiven Gehorsams wird in dem christlichen Europa Niemand mehr predigen, der sich dem öffentlichen Spotte und der Verachtung nicht freiwillig zum Opfer weihet.

Der Ultra-Adel hat sich so faßlich und unumwunden

ausgesprochen, daß er, um kenntlich zu seyn, keiner Bezeichnung bedarf. — Mit dem Adel in seiner wahren und würdigen Bedeutung haben wir es hier nicht zu thun, sondern mit der Anmaßung übermüthiger Oligarchen und Aristokraten, die, um schmähliche und drückende Privilegien zu behaupten, mit kalter Ruhe Nationen gegen den Abgrund des Verderbens drängen. In Frankreich haben sie die Revolution erzwungen, und, nach fruchtlosen furchtbaren Lehren von 26 verhängnißvollen Jahren, in der Kammer vor 1815 die untergegangene Zeit vor 1789 wieder heraufzuführen gesucht.

Die Jakobiner, reinen Volksthümler und Demagogen zerfallen in zwei Klassen: in Ehrliche, und solche, die es nicht sind. Zu jenen gehören vorzüglich junge Leute, welche die noch unversuchte aufstrebende Kraft zum Schweren und Großen treibt und die ihre Ideale der Begeisterung, durch eine üppige Phantasie und das klassische Alterthum genährt, in das tägliche Leben übertragen möchten. Es können wahrhaft edle, großherzige Menschen seyn, denen es aber an Erfahrung fehlt. Hier begegnen sich Enthusiasten, Theoretiker, Idealisten, Phantasten und Schwärmer, die das Gute, nichts als das Gute und das Gute ganz in seiner Vollendung wollen. Mit dem leichten flüchtigen Worte kommen diese Menschen immer durch, weil sich das weder an Personen noch an Sachen stößt. Sie gleichen dem Landwirth, der es sich einfallen ließe, das

Edelste und Beste auf jedem Boden ohne Rücksicht auf seine Verschiedenheit, auf Klima und Jahreszeiten ziehen zu wollen. Sie bilden Staaten nach dem Gesellschaftsvertrage um, wie sie Rom und Griechenland in jedes Jahrhundert und unter jedes Volk verpflanzen. Sie helfen niederreißen mit dem besten Willen und in der festen Ueberzeugung, auf den Trümmern der nicht ganz bequemen Wohnung den herrlichsten Bau aufzuführen, zu dem ihnen Alles, außer dem Risse, fehlt. Treten sie handelnd ins wirkliche Leben, und sehen, wie die Schlechtigkeit und die Bosheit und die Macht der Verhältnisse und Umstände dem schönen Kinde ihres reinen Willens den häßlichsten Wechselbalg untergeschoben haben, dann entsetzen sie sich vor der ungeheuern Geburt, zu der sie dann nicht mehr als Väter gelten wollen. Solche Männer zählten die französischen Nationalversammlungen und namentlich die sogenannte Partei der Gironde. Anhänger der Revolution, zu deren Grundsätzen der ersten Jahre sich edle Menschen bekannten, opferten sie einer Göttin, die gegen ihre eignen Verehrer zur Furie ward. Die wahren Freunde des Vaterlands und der Menschheit, die 1789 und 1790 wollten, was die Bessern in Frankreich jetzt noch wollen, was dort muthig erkämpft ward, und muthig vertheidigt wird, die Charte, die konstitutionelle Monarchie, sind auf dem Blutgerüste gestorben. Die Revolution, sagte St. Just, verzehrt wie Saturn die eignen Kinder; sie hat diese und

ihre Väter zugleich gewürgt, und dieser Revolution würden in unsrer Zeit, in diesem Welttheil, nach dem Karakter der Völker und der Verschiedenheit der Umstände, alle Revolutionen mehr oder weniger gleichen.

Die ehrlichen Demokraten mögen vielleicht die Mehrzahl bilden, sind aber doch gewöhnlich nur Werkzeuge der Schlechten. Getäuschter Ehrgeiz, unbefriedigte Ansprüche, die Hoffnung bei einer Veränderung emporzukommen, die Aussicht der Habsucht das Vermögen zu vermehren, die Begierde sich auszuzeichnen in einer großen Rolle, und hundert Leidenschaften, die wie Tiger in der Brust des Menschen schlummern, und heißhungrig erwachen, lösen sich, bei dem Rufe nach Freiheit, die Bande der gewöhnten Ordnung, machen in jedem Staate Mißvergnügte, die eine Veränderung wünschen. Das eingebildete Verdienst glaubt sich nie genug belohnt, die Eitelkeit nie hinlänglich ausgezeichnet. Wenige sehen sich an der Stelle, die, nach ihrer Selbstschätzung, nur sie würdig bekleiden können, und die gerechteste Regierung und der freigebigste Fürst vermögen dem Vorwurf der Parteilichkeit für geringere Vorzüge und des Undanks gegen verkannte Dienste nicht zu entgehen. Eine Revolution bietet ihnen die Mittel dar, ihre Zwecke zu erreichen, für erduldetes Unrecht Rache zu nehmen, und sich ein blühendes Glück zu gründen. Doch, hört man sie, denken sie nie klein und eigennützig an sich, sondern nur an das theure, liebe

Vaterland; sie könnten wohl dulden und entbehren, wäre ihr theilnehmendes Herz von den Leiden des Volks nicht so tief ergriffen; und edle Seelen finden gerade in fremdem Unglück erst das eigne. Das ist die Sprache aller politischen und religiösen Gauner; und da sie eine so große Sache haben, gegen die keine andre in die Wagschale gelegt werden kann, so muß auch vor ihr jede Rücksicht schweigen. Sie vertreten das Heiligste und Höchste auf Erden, Gott, Freiheit und Vaterland, und darum stehen sie auch selbst heilig und hoch über Andern, und das geringste Vergehen gegen sie wird Hochverrath und Majestätsverbrechen. Daher die Wuth und Grausamkeit aller Fataniker, sie mögen nun eine alleinseligmachende Kirche oder einen alleinglücklichmachenden Staat als ihr Ideal verehren. Daher die Intoleranz, das gebieterische Absprechen und Entscheiden, die wilde Rohheit und Ungeschliffenheit dieser Priester, Bonzen, Derwische und Fakiren. So haben wir auch viele Volksredner unsrer Zeit gesehen, die Freunde der Unterdrückten geworden waren, da sie nicht Freunde der Unterdrükker werden konnten.

Bei den untern Volksklassen, die es allerdings besser haben könnten, finden diese Menschen leicht Eingang mit ihren marktschreierischen Verheißungen, nach denen sie nicht weniger als die goldnen Zeiten Saturns und das Reich Gottes auf Erden zurückführen. Wie sie Wort halten, haben sie bei allen Gelegenheiten dargethan.

Das Volk, ihr Erstes und Letztes, so lang es ihnen als Werkzeug dient, wird ihnen fremd, können sie auf seine Kosten einen vortheilhaften Frieden schließen. Aber das ist das Schicksal des dummen Aberglaubens, daß er selbst unglücklich auch nur Unglückliche machen kann. Das wird auch nicht anders werden, so lang das Volk, elend, unwissend und leichtgläubig Veränderungen geneigt ist, bei denen es nichts zu verlieren hat, und lieber an Wunder als an den natürlichen Gang der Dinge glaubt.

Daß die Aristokraten jetzt mit diesen Leuten gern gemeine Sache machen, einen Zweck verfolgen, und, bei ganz verschiedenen An- und Absichten und, bei dem Abstande der Geburt, fraternisiren, ist allerdings eine auffallende, aber doch zu erklärende Erscheinung. Was jede dieser Parteien im Tiefsten ihres Herzens will, steht freilich in unverträglichem Widerspruch; doch gehen sie eine gute Strecke denselben Weg, haben einen und denselben Feind, der beiden gleich gefährlich ist. Beide Parteien sehen wohl ein, daß sie einzeln und getheilt dem gefürchtetesten Gegner, den Fürsten und Regierungen nicht gewachsen sind, und vor Allem die Befestigung einer erwünschten gesetzlichen Ordnung der Dinge verhindern müssen, weil darin die Vorbedingung der Möglichkeit ihre Zwecke zu erreichen liegt. Ist nur erst der Feind geschlagen, dann wird es sich mit der Benutzung des Siegs und

der Theilung der Beute schon finden. Das ist der Grund der Freundschaft zwischen sonst feindlich gesinnten Menschen.

Die Versuche, eine tüchtige landständische Verfassung in Deutschland einzuführen, sind fast alle gescheitert, und wo die Stände wirklich mit den Regierungen zusammentraten, um die vaterländischen Angelegenheiten zu berathen, kam es zu so seltsamen Anträgen, Vorschlägen und Erörterungen, zu so sonderbaren Forderungen, daß sie sehr oft die öffentliche Sache mehr gefährdeten als förderten. Was in Würtemberg, Hannover, Sachsen und Hessen-Cassel vorgegangen, weiß man, oder doch wenigstens genug davon, um bei Unbefangenen ein gesundes Urtheil zu begründen.

Dieses unselige Zerren und Treiben hatte die Folge, daß die Regierungen von einer Landstände-Scheu ergriffen schienen. Man nahm Anstand einen Schritt vorwärts zu thun, aus Furcht sich in widerliche Zänkereien zu verwickeln, aus denen man nur schwer ihn wieder zurückthun konnte. Bei dem allgemeinem Drängen und Treiben aller geschäftigen Parteien galt Stillstand und Ruhe für den größten Gewinn, für einen wahren Sieg über die veränderungslustige Zeit. Man dachte es abzuwarten, bis sich die angeschwollenen Gewässer verlaufen hätten, und ertrug selbst manch ärgerliches Reden und Schreiben, ohne Notiz davon zu nehmen, wohl wissend,

daß die redseligste Sprache ohne Widerspruch von selbst verstummt, und ein langer Monolog für den, der ihn hält, wie für den, der ihn hört, gleich ermüdend ist. So erstarrte einige Zeit alles öffentliche Leben; die Regierungen blieben unbeweglich stehen, oder beschäftigten die neugierige Theilnahme mit staatsrechtlichen Demonstrationen, mit politischen Märschen und Gegenmärschen, die sich immer in ziemlich gleicher Entfernung um das Ziel bewegten. In demselben Sinne schien die Bundesversammlung zu verfahren. In Deutschland herrschte eine politische Todesstille; nur die Parteien und ihre Organe, die Journalisten waren laut und lebendig, und zwar Viele, wie man glauben dürfte, um allem Oeffentlichen noch die wenige Theilnahme und Achtung zu entziehen, die ihm bei der rohen Weise der zankenden Sprecher hatte bleiben können. Der Worte wurden, das muß man gestehen, genug gemacht, und was Mund und Feder leisten können, um durch Reden und Gegenreden, die sonst aufklären, zu verdunkeln, durch scheinheiliges Vermitteln zu entzweien, oder durch eine unendliche Gelehrsamkeit, die vor lauter Wissen nicht zum Können, und durch gewissenhafte Unentschlossenheit, die vor Gründen nicht zum Entschluß kommen kann, jede Entscheidung hinzuhalten; das haben sie geleistet. Das schreibende Deutschland ist dem handelnden der frühern Zeiten treu geblieben. Unsre Feinde brauchen auch jetzt nur den alten, fast immer

erfüllten Wunsch zu wiederholen: Maneat quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui! Dem ersten Blick auf unser politisches Treiben muß Scham und Mitleid folgen.

Dieser Kampf der Parteien, dieser Streit der Meinungen kann nicht gefährlich werden, wo die Regierungen gerecht sind, aber auch ganz gerecht, und nur gerecht, und Festigkeit mit Mäßigung verbinden. Die Stimme der Oeffentlichkeit, so widersprechend und unbescheiden sie sich auch oft äußern mag, dürfen sie weder unbedingt verachten, noch ihr als einer untrüglichen Führerin vertrauen. Die wahre öffentliche Meinung und der allgemeine Wille gehen in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit nur aus der Nationalrepräsentation hervor. Die Presse kann diese aufklären, ihr vorarbeiten, ihrem Bemühen förderlich oder auch hinderlich seyn; die öffentlichen Blätter können in dieser Hinsicht die wichtigsten Dienste leisten; aber eine wirkliche und wahrhafte Volksvertretung wird durch keine Preßfreiheit ersetzt. Diese wird vielmehr die öffentliche Meinung nicht selten theilen, sie oft eben so leicht irre führen, als sicher leiten, und so viel Nachtheil als Nutzen bringen, wenn kein Organ besteht, in welchem sich die ganze Aufklärung der Nation gesammelt findet, das ihren Willen und ihre Wünsche in sich bewahrt, und sie frei und offen ausspricht.

Die Vernunft mag Manches als wahr und gerecht

erkennen, was eine Nation doch nicht in ihr Leben aufzunehmen wagt. Von der Erkenntniß einer Wahrheit bis zu ihrer Anwendung ist noch ein starker, oft bedenklicher Schritt. Wir können nicht darauf bestehen, daß immer und allenthalben das Höchste und Vollkommenste erreicht werde, und, wie die Alten schon zu sagen pflegten, das Beste ist oft der unversöhnliche Feind des Guten. Aber streben müssen wir, das Höchste zu erreichen, wenn wir uns auch immer nur auf dem Wege zu ihm, nie am Ziele sehen. Das Vollkommne muß der ewig feste Polarstern seyn, das unsre Fahrt auf dem beweglichen, oft stürmischen Ozean des Lebens bestimmt.

Ich selbst habe im Anfang dieser Schrift die Forderungen angegeben, auf welchen die Zeit besteht, und die auch sicher die Zukunft befriedigen wird, und habe Gleichheit aller Staatsgenossen vor dem Gesetze und den Verdienstadel darunter angeführt. Glaubt man darum, daß ich rathe, den Geburtsadel auf der Stelle allenthalben und unbedingt abzuschaffen, und die Adelichen in Allem dem Bürger gleich zu stellen? Wahrhaftig nicht. Schaffen würde ich freilich keinen Adel, wo ich ihn nicht fände, aber ihn auch nicht, wo er nun einmal ist, ohne weiteres zerstören. Sogar die Preßfreiheit und eine repräsentative Verfassung würde ich manchen Völkern nur mit schüchterner Vorsicht zugestehen, und es gewiß nicht wagen, allen Nationen zu ertheilen, was ich selbst oben

gefordert habe, und was sie auch alle erlangen müssen und erlangen werden. Wenn Fontenelle sagte, daß, hätte er die Hände voll Wahrheiten, er Bedenken tragen würde, sie zu öffnen, dann mag dies besonders von politischen Wahrheiten gelten. Wasser und Feuer sind unentbehrliche, wohlthätige Elemente, die aber auch zur unrechten Zeit und am unrechten Orte verderblich und zerstörend werden. Mit dem Lichte der Wahrheit, das die Menschheit erleuchten soll, kann der Unbesonnene Phaetons Schicksal haben, der den Sonnenwagen zu seinem und der Welt Verderben führte. Darum möchte ich die Regierung mit einer zweckmäßigen Volksvertretung die praktische Vernunft der Nation nennen, die entscheiden kann und entscheiden soll, ob das Gute auch an dieser bestimmten Stelle gut, ein Mittel auch in dem gegebenen Falle anzuwenden sey.

Ich sagte oben, die Stimmung der Zeit sey wesentlich demokratisch; in den aufgeklärten Ländern aber ist sie es besonders. Das Wort wird den nicht schrecken, der die Sache kennt. Freiheit und Gleichheit, dieser so verschriene Ruf, an den sich auch schmählige und furchtbare Erinnerungen knüpfen, ist das Losungswort der Gegenwart, das, wo auch nicht allenthalben, laut und öffentlich ausgesprochen, doch in dem Herzen der Völker wiederhallt; Freiheit, die Befugniß, nur dem Gesetze zu gehorchen, Gleichheit, die allgemeine Verpflichtung, einem und

demselben Gesetze unterthan zu seyn. In fünfzig Jahren vielleicht ist in der schönsten Hälfte von Europa der Sieg dieses Wahlspruchs entschieden. Diese Freiheit und diese Gleichheit werden dann ihre Herrschaft gegründet haben; ob auf eine blutige oder unblutige Weise, das hängt von uns ab. Die privilegirten Kasten können den Kampf fortsetzen, das Gebäude der politischen und gesellschaftlichen Ordnung Erschütterungen Preis geben, vielleicht eine europäische Revolution erzeugen; aber um zu siegen, wäre ein größeres Wunder nöthig, als Josua es gewirkt; die Zeit dürfte auf ihren Befehl nicht nur stille stehen, sondern müßte zurückkehren, wenigstens ein halbes Jahrhundert. Daß dieser demokratische Geist wesentlich monarchisch ist, bedarf kaum einer Erwähnung. Ohne erbliche Monarchie weder Freiheit noch Sicherheit; darüber sind alle Verständige unter uns einig; aber auch darüber, daß diese Freiheit und Sicherheit, wie die Festigkeit des Thrones selbst, ihre Bürgschaft in einer Verfassung finden, welche der königlichen Macht, wo nicht in ihrem Entstehen, doch in ihrem Wirken den Willen, die Einsicht und die Kraft der Nation zur Grundlage gibt. Fürst und Volk werden sich in der Ueberzeugung vereinigen, daß eine repräsentative Verfassung, wäre sie auch nicht die rechtmäßigste, doch die zweckmäßigste ist, und als eine Wohlthat für Beide erfunden werden müßte, hätten wir sie nicht. Gleichheit der Rechte und Pflichten

für alle Staatsgenossen, Heiligkeit der Person des Königs, Erblichkeit seiner Macht und Vertretung des Volks bei der Gesetzgebung, Oeffentlichkeit, Freiheit der Sprache, des Glaubens und des Verkehrs, das sind die Forderungen, deren Erfüllung allein das tief gefühlte und laut ausgesprochene Bedürfniß der zivilisirten Nationen befriedigt, die Besorgniß der Gemüther beruhigt und den Frieden der Zukunft sichert. Mit der Anerkennung dieser Grundsätze ist die europäische Revolution, die an vielen Orten so große Furcht erregt, durch die wohlthätigste Reform geschlossen.

Eine nothwendige Folge der neuen Verfassungslehre und Regierungskunst, die selbst durch die Fortschritte der Aufklärung nothwendig geworden sind, ist, daß die Regierung so viel Intelligenz in sich aufnehme, als sich in der Masse der Nation befindet, damit sie dieser das Gleichgewicht halten könne. Nicht nur bedarf die Regierung dieser Intelligenz als einer Kraft zu ihrer eigenen Erhaltung, wo sie von der Opposition in der Gesetzgebung oder durch die Publizität angefeindet werden könnte, sondern auch um mit andern Regierungen in der Entwickelung der Staatskräfte gleichen Schritt zu halten, und um sich mit der Weisheit und Achtung zu umgeben, die bei unserm Stande der Kultur, sowohl in den innern als in den äußern Verhältnissen unentbehrlich geworden sind.

So gerecht nun im Allgemeinen auch die Forderungen sind, welche die gebildeten Völker Europas an ihre Regierungen machen, so ungerecht sind doch auf der andern Seite viele Klagen über ihren bösen Willen, den man mit Grund in Deutschland nur wenigen vorwerfen darf. Es ist eine unzufriedene, schwer zu behandelnde Zeit; das Volk aufgeregt durch die Furcht und Hoffnung der wechselnden Ereignisse von drei Jahrzehenden; die gegenwärtige Generation aufgewachsen unter ewigen Veränderungen, durch die der Geist und das Gemüth an das Ungeheuerste gewöhnt ward; der Mensch fast in allen Ständen von Begierde nach Erwerb und Genuß getrieben, oft ohne wahre Kultur und mehr verbildet als aufgeklärt, ohne Glauben an Gott über der Erde und in dem Menschen, voll Selbstsucht, Eigendünkel und Anmaßung. Und um das Verderben zu vollenden, haben sich Mystiker, Andächtler, Propheten, sogenannte Naturphilosophen, Romantiker, Geisterseher und Schwärmer jeder Art als Retter aufgeworfen und löschen den Brand mit — Oel. An Klarheit und frischem, gesundem Sinne fehlt es unsrer tiefbewegten, durch Ueberreitz geschwächten Zeit. Nur ein tüchtiger Verstand und Festigkeit im Willen und Handeln kann dieser schwimmenden Welt von Idealen und Verrücktheiten, von Heldentugenden und Narrenstreichen Haltung geben, Ordnung in das Chaos von widersprechenden Hoffnungen, Wünschen und Entwürfen bringen,

und die verirrten Kräfte in den ihnen angemessenen Wirkungskreis zurückführen. Ist nur der Kampf der Kasten gegen das Volk, der Einzelnheiten gegen die Gesammtheit ausgekämpft, oder — was aber nicht wahrscheinlich — ausgeglichen; haben der allgemeine Wille und die öffentliche Meinung in der Volksvertretung ein geregeltes Organ gefunden; ist Freiheit der Sprache anerkannt, dann findet sich alles Uebrige leicht. Gerade die Lichtscheue und das Dunkel und Halbdunkel ist den geistigen und moralischen Eulen, Fledermäusen, Unken und Fröschen günstig. Eine große Schwäche hat auch der Mensch, daß er glaubt, er müsse schlecht regieren, was sich am besten selbst regiert. Erst will man keine Katze, dann weiß man sich vor Mäusen nicht zu helfen. So geht es mit der Preßfreiheit, mit der Anstellung der Beamten, und mit zahllosen Gesetzen und Verfügungen. Vor Allem brauchen wir, was uns gerade am meisteu fehlt, nicht Begeisterung, nicht tiefe Kenntnisse, sondern — ich wiederhole es, und kann es nicht oft genug wiederholen — Klarheit, einen tüchtigen Verstand, und einen frischen, gesunden Sinn; nicht bewegliches Gefühl und Großmuth, sondern Bestimmtheit des Willens, Gerechtigkeit, und Festhalten an Grundsätzen.

Brauche ich noch die Frage zu beantworten: Ob wir in Deutschland eine Revolution zu fürchten haben? Für den eine Antwort jetzt noch nöthig wäre, dem möchte ich

sie doch lieber schuldig bleiben. Ich betrachte meine Aufgabe als gelöst, in wie weit ich sie lösen konnte, und zwar auf eine verständliche Weise für die, denen es nicht an der Gabe des Verstehens und dem Willen dazu fehlt.

Was man thun wird, um drohende Gefahren abzuwenden, um dem Deutschen das Gute zu bereiten und zu sichern, dessen er sich empfänglich und in einem so hohen Grade würdig zeigt, ist meine Sache nicht; und am Ende liegt doch auch unser Los in höhern Händen, als in denen, die wir die höchsten oder allerhöchsten nennen. Aber auch von uns hängt die Bestimmung unsers Schicksals ab, mehr sogar von uns, als von Andern. Verstehen wir zu handeln, wie es Pflicht, Zeit und Lage uns gebieten; wissen wir unsre Kräfte zu vereinigen und die vereinigten Kräfte klug zu gebrauchen, wer dürfte dann es wagen, unserm bestimmten Willen entgegenzutreten? Was vermag nicht ein Mann von Kopf und Herz? Was vermögen erst Männer, die sich verbinden zu einem Zweck? Aber was führt sie zusammen? Wer vereinigt sie? Wir finden öfter zehn Menschen, die sich, auf die Gefahr ihres Lebens, zu einem Bubenstück, zu einem Raub oder Mord verbinden, als zwei Edle, die einer schönen That nur ihre Gemächlichkeit oder eine abweichende Ansicht opfern möchten. Darum ist der Sieg des Bösen auch fast immer gewisser; die es wollen, verbinden sich, sind kühn und frech, während das Gute gewöhn-

lich seinem eignen Schutze, oder dem des Himmels überlassen bleibt. Gemeingeist müßte der Deutsche haben, wenn aus seiner gemeinen Sache etwas werden sollte. Andre sagen freilich mit eben so viel Recht, ein gemeines Wesen nur könne ihm Gemeingeist geben. Aus diesem Zirkel vermögen uns allein die zu helfen, welche Muth haben und Kraft, einen reinen Willen und eine Stimme im Vaterlande, die Gehör findet; die Geachteten und Achtungswerthen, denen es bei der allgemeinen Sache nicht um ihren besondern Vortheil, nicht um die Erreichung persönlicher Zwecke und Absichten zu thun ist. Verbinden sollen sich diese, nicht in geheimen Gesellschaften, sondern öffentlich, und sich aussprechen vor dem Vaterlande, den deutschen Völkern und ihren Fürsten, damit die Schlechten Widerstand und die Schwachen eine Stütze finden, die Unentschlossenen zu einem Entschlusse kommen, die Zaghaften Muth gewinnen, und die öffentliche Meinung ein treues Organ erhalte. Den jämmerlichen Jahrmarktsstreit, der uns entzweit, und die freche Renomistenherrschaft, die sich durch Schmähungen, kecke Lügen, Drohungen und Ausforderungen furchtbar zu machen sucht, wird das freie Hervortreten der Freunde des Rechts und der Wahrheit enden. So manche männliche Sache ist unter uns zur Buberei geworden, daß es wahrhaftig Zeit ist, Männer in der vollen Bedeutung des Worts auftreten zu sehen, soll Spielerei nicht endlich

zum Ernst, und das Würdige und Ernste zur Spielerei werden.

Groß ist meine Hoffnung nicht, soll ich sie einzig auf die Erscheinungen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit gründen. Was haben wir gelernt, wir, die Jahre sahen, wie die von 1789 bis 1799 und von 1812 bis 1816? Den gewöhnlichen Menschen führt die üppige Kraft zur Sünde und die Erschöpfung zur Reue. Mit der alten Kraft kommt darum auch die alte Lust zur Sünde wieder. Der Schwache und Unterdrückte spricht von Mäßigung und Recht, wovon der Starke aber, der unterdrücken kann, nichts hören will. Nur wenn ihm wieder Stärke entgegentritt, wird er besonnen. Die Grenzen seiner Ansprüche findet er allein in seinem Unvermögen, und sein Wille geht so weit als seine Kraft. Nicht Recht und Menschlichkeit konnten die Schweiz, die Niederlande, die vereinigten Staaten, Frankreich und Südamerika erlangen, da sie baten. Man wollte sich nicht dazu verstehen, zu geben, da man noch versagen konnte, und da die Gabe ein dankbares Gemüth gefunden hätte; nein, man opferte, was sich nicht mehr halten ließ, und unterhandelte mit dem trotzig Fordernden als mit seines Gleichen, nachdem man die bescheidene Bitte trotzig abgewiesen hatte. Dem unglücklichen Unterthan ward nichts zugestanden, dem glücklichen Feinde alles. Eine verderbliche Lehre, die dem Klagenden statt der Beschwerdeschrift

die Waffen in die Hand gibt! Der Bitte wird nichts gestattet, um sich dem Gebote zu unterwerfen. Das leichtere Gesetz mag sich der Mensch nicht selbst geben, um das schwerere von Andern zu empfangen.

Was sollen wir erwarten, wo nur die rohe Kraft geachtet wird, nur der Zwang Gehorsam findet? Ich sehe nicht, daß wir weiser und besser geworden wären. Keine Erfahrung hat noch die Thorheit klug gemacht und die Begierde mäßig. Die Leidenschaft will nicht Belehrung, sondern Befriedigung. Wie die Dinge sich bei uns gestalten, ist die Bitte erlaubt: Möge die Bestimmung des Schicksals von Europa der Großmuth eines Mannes zufallen, der die Menschheit mehr achtet, als er sich liebt, und dem bei der Schlechtigkeit der Zeit der Glaube an das Göttliche und Ewige in uns geblieben ist!

Bei dem Verleger ist in diesem Jahre erschienen:

Braun (G. Ch.) Raphaels Leben und Werke; zweite Aufl. gr. 8. Rthlr. 1. 8 ggr. — fl. 2.

Dorows Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, mit 22 Steinabdrücken und einer Karte, 1s Heft, gr. 4. Rthlr. 4. — fl. 7. 12 kr.

Emmermann (F. W.) Die Staats-Polizei in Beziehung auf den Zweck des Staats und seine Beziehungs-Behörde, gr. 8. Rthlr. 1. 12 ggr. — fl. 2. 42 kr.

Fenner (H.) Winterblumen, 8. 12 ggr. — 48 kr.

Frohberg (Regina) Kleine Romane, 3 Theile, 8. Rthlr. 3. — fl. 5. 24 kr.

Gebühren-Ordnung für die Apotheker des Herzogthums Nassau, gr. 4. 8 ggr. — 36 kr.

v. Gernings Rheinreise, mit einer Karte, gr. 8.; erscheint auf Johanni

Protokoll der Herzogl. Nassauischen Landstände vom Jahr 1818, Fol. Rthlr. 1. 8 ggr. — fl. 2. 24 kr. netto

Ebendasselbe vom Jahr 1819, Fol.; erscheint auf Johanni.

Schellenberg (D. C. A.) Predigt am jährlichen Gedächtniß-Tage der Reformation, gr. 8. 3 ggr. — 12 kr.

Staats- und Addreß-Handbuch des Herzogthums Nassau für das Jahr 1819, gr. 8. Rthlr. 1 netto

Virgils Georgica, übersetzt von Bock; gr. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Weitzel (J.) August und Wilhelmine, oder das Mißverständniß; neue, wohlfeile Auflage, 2 Bände, Rthlr. 1. 12 kr. fl. 2. 24 kr.

— — Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? gr. 8. 16 ggr. — fl. 1.

Unter der Presse befindet sich:

Etwas über Rechte der Landstände und warum hat Kurhessen keine Konstitution? Wissenschaftlich geprüft von einem ehemaligen Deputirten der Ständeversammlung; gr. 8. br.

111

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?

Wiesbaden 1819

Germ.g. 519 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017662-2